©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Zum salzburgischen Schrifttum

Ágnes Cs. Sós, Die slawische Bevölkerung Westungarns im 9. Jahrhundert. (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, hg. v. Joachim Werner, Bd. 22), München 1973. 210 S., 61 Abb. und 32 Tafeln.

Herbert Klein hat einmal festgestellt, daß Salzburg im 9. Jahrhundert seine große Zeit, vielleicht den Höhepunkt seiner Geschichte, erlebt habe. Zu den überragenden kulturellen Leistungen und zur bedeutenden Rolle der Erzbischöfe als Erzkanzler des ostfränkischen Reiches kommt das große Engagement bei der *Missionierung der Slawen.* Zu Karantanien, wo Salzburger Chorbischöfe und Priester schon seit Mitte des 8. Jahrhunderts missionierten, kam seit dem Beginn des 9. Jahrhunderts nach dem Untergang des Awarenreiches die Mission in Unterpannonien. Diesem Gebiet und seiner Erforschung aus archäologischer und historischer Sicht ist das Buch der ungarischen Archäologin Agnes Sós, die jahrelang die Ausgrabungen in Mosapurc-Zalavár geleitet hat, gewidmet. Die Arbeit gilt längst als das Standardwerk zu diesem Thema, so daß es hier weniger um eine Kritik als um eine kurze Vorstellung der vielfachen Bezüge zum Erzstift Salzburg gehen soll.

Sós gliedert ihr Buch in zwei große Abschnitte. Der erste ist den schriftlichen Quellen, der zweite den Ergebnissen der archäologischen Untersuchungen gewidmet. Besonders hoch ist es der Autorin anzurechnen, daß sie sich als Archäologin keineswegs auf einen kurzen historischen Überblick beschränkt, sondern sich wirklich intensiv mit den Quellen und der Literatur auseinandersetzt. Wer jemals über die Marken des ostfränkischen Reiches oder über die Slawenmission und den Methodiuskonflikt gearbeitet hat, weiß, daß die Arbeiten deutscher, ungarischer, slowenischer, tschechischer und amerikanischer Historiker zu diesem Thema kaum mehr zu überblicken sind. Trotzdem beschränkt sich Frau Sós nicht einfach auf das Referieren der vorhandenen Literatur, sondern bezieht zu allen wichtigen Problemen selbst Stellung. Verdienstvoll sind die zahlreichen Kartenskizzen und die tabellarischen Übersichten über wichtige Quellenstellen, die viel zum besseren Verständnis dieser schwierigen Materie beitragen. Nach einem einleitenden Kapitel über „die fränkisch-awarischen Kriege und die Einfügung des westungarischen Gebietes in die fränkische politische und kirchliche Organisation" wendet sich die Autorin *Transdanubien zur Zeit Priwinas und Kozels* zu. Damit rückt auch die Salzburger Mission in diesem Gebiet ganz in den Vordergrund, über die wir vor allem durch die berühmte Bekehrungsgeschichte der Bayern und Karantaner *(Conversio Bagoariorum et Carantanorum)* unterrichtet sind. Die vielen, voneinander stark abweichenden Versuche einer Identifizierung der in der Conversio genannten Kirchenorte in Westungarn und der Oststeiermark werden in einer von Frau Sós entworfenen Karte vorbildlich zusammengestellt. Es ist sicher anerkennenswert, daß sie bemüht war, möglichst die gesamte Literatur zu erfassen. Die Aufnahme tendenziöser oder dilettantischer Arbeiten (K. Schünemann, A. Ratz, F. Zimmermann) wirkt in diesem Fall aber nicht nur bereichernd, sondern auch verzerrend. Einen wirklichen Fortschritt in dieser Frage haben für das pannonische Gebiet doch nur die Arbeiten von Th. v. Bogyay gebracht.

Besonders interessant sind die Überlegungen von Frau Sós zur *staatsrechtlichen Stellung Transdanubiens* unter Priwina und Kozel. Nach einer sorgfältigen Zusammenstellung aller Quellen und einem Überblick über die umfangreiche Literatur kommt sie zu dem Schluß, daß Priwina und Kozel nicht slawische Fürsten und das von ihnen beherrschte Gebiet kein slawisches Klientelfürstentum oder Vasallenstaat des ostfränkischen Reiches war. Sós rechnet vielmehr mit einer festen Eingliederung dieses Gebietes in die fränkische Markenverfassung. Priwina und Kozel waren fränkische Grafen *(comites),* das von ihnen beherrschte Gebiet eine einfache Grafschaft. Dagegen sprechen freilich die von der Autorin zitierten Quellen selbst. Zu-

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

nächst wäre zu unterscheiden, um welche Quellengattung es sich jeweils handelt. Es stimmt durchaus, daß in den erzählenden Quellen dieser Zeit die Titel *comes* und *dux* mehrfach synonym gebraucht werden. Wenn aber König Ludwig der Deutsche selbst in einem Diplom den Fürsten Priwina ausdrücklich als *dux* tituliert, dann bedeutet das zweifellos, daß Priwina kein *comes* war. Dasselbe gilt für zwei Diplome, in denen Kozel als *dux* tituliert wird. Vielleicht noch stärker als dieses Argument einer hochoffiziellen Anrede durch den König wiegt die Aussage der *Vita Constantini,* der wichtigsten slawischen Quelle. In ihr wird Kozel ausdrücklich als Fürst *(knajz)* bezeichnet. Vor allem aber muß Kozels Rolle im Rahmen der pannonischen Mission berücksichtigt werden. Er lädt Constantin und Method in seine Residenz, er erklärt sich für die slawische Liturgie, er korrespondiert mit dem Papst über die Einrichtung eines Erzbistums, ohne daß der Salzburger Erzbischof etwas dagegen unternehmen kann oder König Ludwig den selbstherrlichen „Grafen" zur Verantwortung gezogen hätte. Papst Hadrian II. aber stellt im berühmten Brief an die slawischen Fürsten Rostislav, Svetopulk und Kozel (auf den Frau Sós leider nicht näher eingeht) letzteren gleichberechtigt neben die Herrscher des Großmährischen Reiches. Auf die erneute Bitte des Fürsten Kozel hin ernennt er dann Method zum pannonischen Erzbischof mit dem (theoretischen) Sitz in Sirmium (Sremska Mitrovica). Wenn jeder gewöhnliche fränkische *comes* so hätte auftreten und handeln können, hätte das Reich jedenfalls keinen langen Bestand gehabt! So sprechen m. E. die Diplome und die erzählenden Quellen eindeutig dafür, daß Priwina und Kozel *slawische Fürsten* waren, die als Vasallen des Frankenreiches ein slawisches *Klientelfürstentum* regierten. Frau Sós hat sich hier vielleicht zu sehr an das Buch von F. Grivec gehalten, dessen Ergebnisse inzwischen durch neuere Arbeiten, vor allem durch F. Dvornik, doch wesentlich korrigiert worden sind. Auch die Frage, ob und in welchem Umfang Teile von Unterpannonien nach dem Tode Kozels an das Großmährische Reich fielen, wäre im einzelnen noch zu diskutieren. Insgesamt ist dieses Problem aber sicher weniger bedeutend als der Status von Priwinas Fürstentum und die Frage der Slawenmission.

Besonders wichtig scheint mir die Übersicht über „Transdanubiens Bevölkerung im 8. Jahrhundert auf Grund der historischen und sprachwissenschaftlichen Quellen" zu sein. Die Ablehnung der vor allem von deutsch-nationalen Wissenschaftern vertretenen These, daß Transdanubien im 9. Jahrhundert größtenteils oder überwiegend bayerisch besiedelt bzw. germanisiert war, kann nur mit allem Nachdruck unterstrichen werden. Es ist schade, daß es noch immer Pseudowissenschafter gibt, die unbedingt neue Beweise für diese Theorie finden wollen. Die breit angelegte Übersicht über die Ergebnisse der Sprachenwissenschaften und der Namenforschung zeigen die Problematik, die solchen Arbeiten häufig anhaftet: sie stammen meist nicht von Sprachwissenschaftern, sondern von Historikern und Archäologen, so daß die Ableitungen und Ergebnisse immer zweifelhaft bleiben. Man denke nur daran, was bis vor kurzem alles als „illyrisch" serviert worden ist und jetzt plötzlich anders erklärt werden muß, nachdem die Illyrer endgültig zu Grabe getragen wurden. Dem Ergebnis von Frau Sós, daß die Bevölkerung Transdanubiens im 9. Jahrhundert heterogen war, wobei neben den dominierenden Slawen auch mit awarischen, bayerischen und romanisierten Bevölkerungsgruppen zu rechnen ist, wird man trotzdem voll beipflichten können.

Bei der Übersicht über die *archäologischen Untersuchungen* zeigt sich die Autorin ganz als die große Meisterin ihres Faches. Mit der minuziösen Genauigkeit der Archäologen werden die Grabungsergebnisse aus den wichtigsten Zentren vorgeführt: Mosapurc-Zalavár, die Residenz von Priwina und Kozel, mit den drei Kirchen und der Burg. Fenékpuszta bei Keszthely mit den heute noch eindrucksvollen Bauresten seit der Spätantike. Fünfkirchen-Pécs, der äußerste Punkt im Südosten des Salzburger Missionsgebietes, und Veszprém, wo seit den Forschungen von Bogyay die *ecclesia ad Ortaha* lokalisiert wird. Die Mitglieder der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde hatten ja vor einigen Jahren Gelegenheit, im Rahmen einer Exkursion alle diese wichtigen Denkmale der Salzburger Mission in Pannonien

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

kennenzulernen. In einem abschließenden Kapitel wendet sich die Autorin dann dem Verhältnis der Slawen Transdanubiens zu den „landnahmezeitlichen Ungarn" zu. Sicher ist es für den Archäologen immer schwierig, aus dem Fundmaterial Gegenstände auszuwählen, die mit Sicherheit nur einem bestimmten Volk — den Slawen oder den Ungarn — zugewiesen werden können. Sehr bald setzt ja ein gegenseitiger Austausch ein, und meist ermöglicht nur die Kombination einer ganzen Reihe von charakteristischen Fundobjekten die sichere Zuweisung eines Grabes oder eines Gräberfeldes. Wenn es aber heute noch ungarische Wissenschafter gibt, die (wie ich leider im Gespräch feststellen konnte) grundsätzlich die Ergebnisse von Frau Sós anzweifeln, „weil sich in Ungarn kein slawisches Ethnikum nachweisen läßt", dann spricht aus solchen Äußerungen ebenso ein längst überholter Nationalismus wie aus den Thesen über die Germanisierung von Priwinas Fürstentum im 9. Jahrhundert. Das wohl bedeutendste Ergebnis der Arbeit liegt in der Betonung einer stärkeren *Kontinuität* im pannonischen Raum. Sós macht nicht nur das Fortleben von durchaus eigenständigen *awarischen Bevölkerungsgruppen* bis gegen Ende des 9. Jahrhunderts, sondern auch der slawischen Bevölkerung nach der ungarischen Landnahme (gerade in Zalavár) durchaus wahrscheinlich. Besonders im Hinblick auf die immer wieder vertretene „Katastrophentheorie", die mit einer völligen Vernichtung von Bevölkerung und Siedlungen nach der ungarischen Landnahme argumentiert, kommt diesem Befund ein besonderer Stellenwert zu.

Das Buch von Agnes Cs. Sós, das eine wohlgelungene Übersicht über den Forschungsstand mit wichtigen eigenen Ergebnissen vereinigt, wird auch in den kommenden Jahren das grundlegende Werk zu diesem Thema bleiben. Für Salzburg ist es durch die mannigfachen Bezüge zur pannonischen Mission des Erzstiftes im 9. Jahrhundert von besonderer Bedeutung. Mit dem Dank an die Autorin ist der Dank an Herrn Prof. Joachim Werner zu verbinden, der die Arbeit durch die Aufnahme in die Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Heinz Dopsch

Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, Salzburger Land. Prestel-Verlag, München 1977. 372 S. mit 5 Farbtafeln, 28 Abb. auf 40 Tafeln und einer Übersichtskarte.

Die an sich nicht hoch genug zu lobende Reihe des Prestel-Verlages hat mit dem im Schutzumschlag als „Landschaftsbuch" bezeichneten Werk „Salzburger Land" keine sehr ehrenvolle Fortführung gefunden. Bei Ausschöpfung der vorhandenen, zahlreichen Literatur über Salzburg hätten Fehler, wie sie dieses Buch aufweist, nicht passieren dürfen. Es seien hier nur wenige Beispiele davon angeführt:

Erzbischof Wolf Dietrich, der „Erzbischof mit dem Katzenkopf"(?), wird ungeniert mit den Grundsätzen des Westfälischen Friedens in Zusammenhang gebracht, obwohl er 31 Jahre vorher verstarb. Seine „Volkstümlichkeit" kann ebenfalls nur eine Idee des Verfassers sein. Die rege Bautätigkeit, der er seine Volkstümlichkeit verdanke, brachte dem Erzbischof im Gegenteil erbitterte Feinde (S. 20—23).

Vielleicht könnte nachträglich geklärt werden, wo das „unweit der Residenz" von Erzbischof Markus Sittikus ausgebaute Felsentheater liegen soll, in welchem Opern aufgeführt wurden? Ist hier das Steintheater von Hellbrunn gemeint? (S. 28.) Das Felsengrab des hl. Rupertus in der Stiftskirche von St. Peter wird vom Verfasser in das nördliche Seitenschiff verlegt (S. 44).

In St. Gilgen wird Schloß Hüttenstein mit dem Pflegamtsgebäude im Ortszentrum verwechselt (S. 153); Wagrain wird zur Tauernstation an der alten Römerstraße erhoben (S. 213); St. Margarethen im Lungau wird in das Thomatal transferiert (S. 264).

Der Buchtext erweckt den Eindruck, daß der Verfasser — eine an sich zwingende Voraussetzung für ein solches Buch — nicht gerade bestens über die Verhältnisse im Lande unterrichtet war, vor allem aber, daß er jene Gegenden, die er so großzügig beschreibt, gerade in der jüngsten Zeit nicht aufgesucht hat.

Der aufmerksame Leser wird dieses vom Verlag an sich schön ausgestattete Buch

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

mit Bedauern aus der Hand legen, woran leider auch die Widmung an den anerkannten Forscher und Kunsthistoriker Dr. Johannes Graf Moÿ nichts ändern kann.

Walter Schlegel

Karl Zinnburg, Salzschiffer und Schifferschützen von Laufen—Oberndorf. Salzburg 1977, 491 S., zahlreiche Abb. und Illustrationen.

Erzbischof Friedrich II. von Salzburg erließ am 31. Januar 1278 eine detaillierte Ordnung für die in Laufen ansässigen *Ausfergen* (SUB 4 n 94), die allein zur Führung der Salzschiffe von Hallein nach Laufen befugt waren. Im Rahmen dieser Ausfergenordnung bestimmte der Erzbischof auch, daß die Ausfergen nicht nur die üblichen Wehrpflichten innerhalb der Stadt Laufen (Nachtwachen, Wachdienste, Schanzarbeiten) wahrnehmen sollten, sondern im Kriegsfalle auch eine eigene Truppe aus sechs Leichtbewaffneten oder *Armbrustschützen* zu stellen hatten. Diese Bestimmung hat das traditionsreiche Schifferschützen-Corps von Oberndorf zum Anlaß genommen, um im Jahre 1978 in einer Reihe von Festlichkeiten seinen 700jährigen Bestand zu feiern. Der bleibenden Erinnerung an dieses Jubiläum ist die vom bekannten Salzburger Volkskundler Dr. Karl Zinnburg verfaßte Festschrift gewidmet.

Von der Aufmachung her vermittelt das Buch einen durchaus positiven Eindruck. Eine klare Gliederung, bei der auf einen kürzeren historischen Abriß und einen Überblick über die Entwicklung und den Aufbau des Schifferschützen-Corps vor allem eine sehr ausführliche Sammlung des Brauchtums, der Sagen und Lieder der Schiffer folgt, verbindet sich mit einer außerordentlich reichhaltigen Illustration, die neben Dokumenten, Bildern und historischen Fotos auch viele Zeichnungen sowie aktuelle Fotos von der Piratenschlacht, dem Schifferstechen und anderen Bräuchen umfaßt. Dieser Eindruck ändert sich allerdings sehr rasch, wenn der erwartungsvolle Leser mit der Lektüre beginnt. Nach einem kurzen Überblick über die geographische und geologische Lage, der fast ausschließlich auf einem kleinen Aufsatz von Damasus Aigner aus dem Jahre 1928 aufbaut, folgt ein Abriß über das Siedlungswesen. Hier wird der Leser mit einer Reihe wirklich „verblüffender" Erkenntnisse konfrontiert. So will Zinnburg aus Gräberfunden entnehmen, „daß bereits um 600 v. Chr. gallische Kelten unter Sigoves (offenbar der bei Livius erwähnte sagenhafte Führer der Kelten *Segovesus)* eingewandert sein mußten". Die Mediävistik im In- und Ausland hat sich in zahlreichen Arbeiten mit der Frage nach Lage und Entstehung jenes *castellum ad Lovffi* befaßt, das Bischof Virgil von Salzburg im 8. Jahrhundert eintauschte. Für Zinnburg ist das kein Problem. Er weiß genau, daß „sich die Römer um das Jahr 11 v. Chr. entschlossen, hier ein ‚castellum' zu erbauen, um damit den wehrhaften Ansiedlern Schutz zu geben". Auch die *contuberniae(!) nautarum* als „schiffahrtskundige Ureinwohner" zählen zu diesen überraschenden Entdeckungen *(contubernium* ist die strenge militärische Zeltgenossenschaft, die mit Schiffahrt überhaupt nichts zu tun hat). Zu diesem von Zinnburg gelieferten Bild der römischen Verhältnisse gehört es auch, daß Laufen ebenso wie Juvavum 477 von den Herulern zerstört wurde. Immerhin kann er sich dabei auf Koch-Sternfeld berufen, dessen vor ca. 150 Jahren verfaßte Arbeiten für ihn offenbar der Weisheit letzter Schluß sind. Außerdem wird ja auch in den Katakomben beim Salzburger Petersfriedhof noch immer dieselbe Geschichte erzählt, weil man die längst erkannte Verwechslung von *Iuvavum* und *Ioviacum* (Aschach oder Schlögen) einfach nicht zugeben will.

Als älteste bekannte Hofmark im Erzstift Salzburg wird 1328 Törring genannt. Nach Zinnburg erwarb aber schon Bischof Virgil um 747 die *Hofmark „Castellum Louffi"*. Er weiß auch, daß sich die Bevölkerung von Laufen um 907 wirkungsvoll vor den Verwüstungen der eingefallenen Ungarn bewahren konnte. In einer Traditionsnotiz um 1050 wird Laufen als *urbs* bezeichnet (SUB I, 237 n 14). Zinnburg hingegen findet die erste Nennung in einer Urkunde Erzbischof Balduins, obwohl von diesem keine einzige Urkunde überliefert ist. Am interessantesten ist aber der Hinweis auf den Ursprung der Schifferschützen von Laufen—Oberndorf. „Die Schiffer mußten ihre Stadt und das Weichbild von Laufen—Oberndorf selbst

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

schützen. Die Schiffer waren also zugleich auch Schützer (Schützen). Seitdem vereinigten sich beide Funktionen untrennbar in Schiffer-Schützen." Den traurigen Höhepunkt erreicht dieser erste Abschnitt in den Hinweisen auf die Schiffahrtsordnungen von 1267 und 1278. Bereits dabei wird nämlich klar, daß der Autor den Unterschied zwischen Schiffherren und Ausfergen und damit auch den eigentlichen Grund für das 700-Jahr-Jubiläum gar nicht erfaßt hat.

Nach einem recht instruktiven Überblick über den Flußlauf der Salzach als den „Lebensstrom der Schiffer" folgt als zweiter Hauptabschnitt die Chronik des Schifferschützen-Corps. Leider bringt der historische Abriß wieder eine unglaubliche Fülle von haarsträubenden Irrtümern und Fabeleien. Manche Sätze sind — wohl infolge übereilter Fertigstellung — überhaupt sinnwidrig. So heißt es z. B. (S. 44): „Etwa um 13 v. Chr. schlossen diese namentlich bekannten Erstbesiedler(?) einen Freundschaftspakt mit den Römern und besiedelten das Land. Schnell weitete sich der Einfluß der Besatzungsmacht aus, so daß schließlich weite Landstriche unter römischer Oberhoheit standen und alsbald gänzlich römisch wurden." Jeder Grundlage entbehrt die Deutung von *Juvavum* als „Stadt der Himmelsgöttin". Die Salzach wurde nicht *fluenta*, sondern *Igonta* genannt. Da der hl. Rupert erst im Jahre 696 nach Regensburg kam, konnte ihm Herzog Theodo nicht schon 692 „den weiten Gau, die Ruinen Iuvavums, dazu 20 Salzöfen und Salzpfannen zur Missionierung und Urbarmachung" anbieten. Vollkommen in das Reich der Fabel ist „die erste urkundliche Nennung einer *Lebenauischen Schiffergesellschaft* im Jahr 908" zu verweisen. Diese Tendenz zum Fabulieren verstärkt sich in den folgenden Zeilen weiter. So kennt Zinnburg am Beginn des 10. Jahrhunderts Urkunden, in denen die Zollsätze für Salzfrachten und der gesetzlich geduldete Fassungsraum der benützten Schiffe festgelegt werden. Zu den Anfängen der Schifferschützen folgt dann eine neue Version: „Um 931 unternimmt der streitsame Schloßhauptmann Watzo von Karlstein bei Reichenhall kriegerische Einfälle in die Gegend der Schiffersiedlung Laufen. Zur Verteidigung ihres Ortes müssen die Schiffer zu den Waffen greifen, so daß sich schon vor der Jahrtausendwende die Salzschiffer auch als Schifferschützen betätigen." Sehr aufschlußreich sind auch die Vorstellungen des Verfassers über die mittelalterliche Münzprägung: „Laufen als Haupt- und Muttersiedlung jenseits der Salzach hatte es bis zum Jahr 1150 bereits zu Ansehen und einigem Wohlstand gebracht, so daß es sogar eine eigene Münzstätte errichten und sogenannte Laufener Denare ausgeben durfte." Von einem Münzregal der Erzbischöfe hat Herr Dr. Zinnburg wohl noch nichts gehört.

Es würde zu weit führen, alle übrigen krassen Fehler hier aufzuzeigen. Sie folgen so dicht aufeinander, daß man dafür ebensoviel Umfang benötigen würde, wie der Autor für seinen Text. Deshalb sollen nur noch einige „Höhepunkte" erwähnt werden. „Im Jahr 1207 wird der Dechant von Laufen mit einem *Bulletin*(!) des Papstes Innozenz III. beauftragt, durch Entsendung von Laufener Schützen das Stift Berchtesgaden gegen die Einfälle des Raubritters *Chuno II. von Werfen* zu verteidigen." Abgesehen davon, daß es eine Bulle von Innozenz III. mit diesem Inhalt überhaupt nicht gibt, ist die Bezeichnung einer päpstlichen Urkunde des 13. Jahrhunderts als *Bulletin* ebenso lächerlich wie die des Chuno von Werfen-Gutrat, des angesehensten Salzburger Ministerialen seiner Zeit, als Raubritter. Vollkommen verfehlt und widersprüchlich sind die Bemerkungen zum Halleiner Salzbergbau. Zuerst wird bemerkt, daß man 1198 auf dem Dürrnberg neue Salzlager entdeckte, gleich darauf aber, daß „bis zum Jahre 1050 — außer kleinen Privatsalzwerken — nur ein einziges erzstiftliches Salzwerk auf dem Dürrnberg in Betrieb war, wozu im Jahr 1100 noch ein zweites kam". Bis Ende des 12. Jahrhunderts wurden dann insgesamt 12 Salzwerke, die Zinnburg als *Salzminen* bezeichnet, in Betrieb genommen. Um die Fülle von Literatur zu dieser Frage, vor allem um die grundlegende Arbeit von Herbert Klein, kümmert sich Herr Dr. Zinnburg ebensowenig wie bei der Römerzeit um das Buch von Norbert Heger. Für seine Arbeit genügen ihm einige obskure Aufsätze und Schriften, die teilweise gar nicht publiziert sind, und Literatur aus dem frühen 19. Jahrhundert, vor allem von Koch-Sternfeld.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Auf den folgenden Seiten wird es dann zur traurigen Gewißheit, daß der Autor den Anlaß zum Jubiläum, dem er seine Festschrift widmet, selbst überhaupt nicht verstanden hat. Jene Urkunde des Erzbischofs Wlodizlaus, mit der an 27 Laufener *Schiffherren* als Privatunternehmer das Recht verliehen wurde, die Salzachschifffahrt ausschließlich mit ihren Schiffen zu betreiben (das sogenannte *Schiffherrenprivileg),* bezeichnet er als „Ausfergenamt" (S. 49). Unter die Abbildung dieser Urkunde setzt Zinnburg dann den Text: „Erste Urkunde über das Schifferschützen-Corps, erlassen von Erzbischof Wlodizlaus am 4. Juli 1267." Selbstverständlich ist in dieser Urkunde weder von Schifferschützen noch von einem Corps auch nur eine Andeutung zu finden. Darüber hinaus muß sich aber wohl jeder Leser, auch ohne mit Geschichte und Brauchtum der Salzschiffahrt vertraut zu sein, fragen, warum das Jubiläum erst 1978 und nicht schon 1967 begangen wurde, wenn die Gründung in das Jahr 1267 zu setzen ist.

Das Ausfergenamt, das Erzbischof Friedrich II. von Walchen 1278 an 40 Einwohner von Laufen verlieh, berechtigte diese zur Führung der Salzschiffe (die den Schiffherren gehörten). Für Zinnburg, der diesen Unterschied nicht kennt, wird „mit dem erwähnten Statut die Zahl der Laufener Schiffsherren auf 40 erhöht". Immerhin sind über 60 Jahre vergangen, seit August von L o e h r in einer grundlegenden Arbeit (Beiträge zur Geschichte des mittelalterlichen Donauhandels, Oberbayer. Archiv 60, 1916) Bedeutung und Aufgaben der Laufener Schiffsherren, Ausfergen und Naufergen genau erklärt und voneinander abgegrenzt hat. Zinnburg kennt freilich diese Arbeit nicht und Neweklowskys monumentales Werk zitiert er zwar, hat aber auch dort die betreffenden Kapitel nicht verstanden oder nicht gelesen. So bleibt trotz eines Umfanges von fast 500 Seiten in dieser Festschrift der eigentliche Anlaß des Jubiläums ebenso unklar wie der Unterschied zwischen den Schiffherren und den Ausfergen.

In gewohnt großzügiger Weise bezieht der Autor dann den *Sühnebrief* des Erzbischofs Rudolf von Hoheneck, mit dem 1287 der Streit zwischen den „armen" und den „reichen Bürgern" der Stadt Salzburg geschlichtet wurde, einfach auf die Laufener Salzachschiffer. Bei der Schlacht von Mühldorf werden alle bekannten Salzburger Teilnehmer zu den Gefallenen gezählt. Ein weiterer Höhepunkt ist die Erkenntnis, daß die *Raffelstetter Zollurkunde* und das *Schiffleutzechbuch von Passau* ein und dasselbe sind. Die berühmte „Raffelstetter Zollurkunde" ist ein um 903/6 entstandenes Weistum, in dem die im Donauhandel geltenden Rechte aufgezeichnet wurden. Das Zechbuch der Passauer Schiffleute ist um 1420 angelegt worden. Zinnburg datiert „das Schiffleutzechbuch bzw. Raffelstettner Zollurkunde" in das Jahr 1322. Den ältesten belegbaren Hinweis auf den Bestand einer Schiffervereinigung gibt es angeblich aus dem Jahre 826. Da für diese Behauptung jeder Nachweis fehlt, ist nur zu vermuten, daß damit die Urkunde König Ludwigs des Deutschen für das Kloster Kempten aus dem Jahre 844 gemeint sein könnte, in der erstmals Salzschiffe genannt werden.

Ein *„Handschreiben Kaiser Karls V.,* in dem er ausdrücklich das Ausfergenamt von Laufen anerkennt", entpuppt sich beim Durchlesen als einfache Abschrift eines Wappen-Bestätigungsbriefes für Bernhard und Dionisius Ständl, den Alexander Schweiß im Auftrag des Kaisers ausstellte. Da Zinnburg die *Schiffherren* als die einstigen Privatunternehmer der Salzschiffahrt nicht kennt, behauptet er, daß Markus Sittikus in der neuen Schifferordnung des Jahres 1616 einfach 106 Transportschiffe für sich beansprucht habe. Tatsächlich hatten die Erzbischöfe schon 1389—1417 alle Schiffrechte zurückgekauft, so daß schon seit zwei Jahrhunderten alle Salzschiffe dem Erzbischof gehörten. Es würde zu weit führen, auf weitere Einzelheiten einzugehen. In einer ausführlichen Zeittafel (S. 97—145) werden genau dieselben Fehler und haltlosen Behauptungen wiederholt und noch vermehrt. So soll sich Laufen 1229—1254 im Besitz der Wittelsbacher befunden haben. Außerdem gibt es nun auch für das Jahr 1269 eine *Neuregelung der Salzachschiffahrt* — offenbar deshalb, weil „ein Gewährsmann" des Autors die Schiffherrenordnung statt zu 1267 zu 1269 datiert hatte. Erstaunlich auch die Feststellung, daß der Pfleger von Laufen

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

seit 1306 „der jüngste Hallgraf" war. Besonders überrascht die Erkenntnis, daß 1404 das ehemalige *römische Castellum* in Laufen wieder in Verteidigungszustand gesetzt wurde. Den zuständigen Archäologen, die über den Standplatz dieses Kastells diskutieren, ist das offenbar bis heute unbekannt geblieben. Zum Jahre 1444 bemerkt Zinnburg: „Laufen erhält offiziell das Bürgerrecht." Wahrscheinlich soll in dieser ganz unverständlichen Form auf jene Urkunde hingewiesen werden, mit der Erzbischof Friedrich IV. von Emmerberg der Stadt Laufen 1444 eine Mitverwaltung durch vier Bürger mit Rat und Wissen des erzbischöflichen Pflegers zugestand. Ebenso falsch ist die Bemerkung zum Jahre 1500: „Aus den Erbausfergenrechten entstanden adelige Lehen mit der Vollmacht, andere Schiffer für sich zu bestellen. Die Salzausfergen sind Mietlinge der Schiffsherren." Daß es seit fast einem Jahrhundert keine Schiffherren mehr gab, scheint nicht von Belang zu sein. Auch die Tatsache, daß im Jahre 1702 das Laufener Schloß zu einer Residenz der Erzbischöfe erhoben wurde, ist offenbar der Salzburger Landesgeschichtsschreibung bisher entgangen. Diese Beispiele dürften genügen, um dem Leser eines klarzumachen: Es ist unglaublich, daß so etwas als halboffizielle Festschrift im Jahre 1977 gedruckt werden konnte, zumal der Autor selbst betont, daß er das Manuskript seiner „Dokumentation"(!) schon am 24. September 1975 dem Verleger und dem Ausschuß der Schiffergarde überreichte.

Auf den historischen Abriß folgt der Hauptteil des Buches, der sich vor allem mit dem Brauchtum der Schiffer, mit ihrer Ausrüstung, Organisation, ihren Sagen und Liedern beschäftigt. Die Volkskunde ist in Österreich seit Jahrzehnten eine angesehene Wissenschaft, die durch Gelehrte wie Viktor Geramb (Graz) und seine Schüler Leopold Kretzenbacher (München) und Hanns Koren (Graz) internationales Ansehen erworben hat. In Salzburg wird diese Tradition durch Wissenschafter wie Friederike Prodinger und Kurt Conrad gepflegt. Da Dr. Carl Zinnburg vor allem als Volkskundler ausgewiesen ist, wird der Leser gerade vom zweiten Teil des Werkes viel erwarten. Aber auch diese Hoffnungen werden enttäuscht. Den Ursprüngen und der Bedeutung des beschriebenen Brauchtums wird kaum oder gar nicht nachgegangen, zwischen historisch Wertvollem und modernen, den Erfordernissen des Fremdenverkehrs angepaßten Schöpfungen wird mit Hilfe von Symbolen nur sehr mangelhaft unterschieden. Eine wirklich kritische Wertung vom Standpunkt der Volkskunde als Wissenschaft fehlt völlig. So bringt Zinnburg das Oberndorfer Hirtenspiel in den Fassungen von Karl Adrian und Michael Gundringer, wobei er die Textabweichungen hervorhebt. Welche Fassung die ältere, volkskundlich wertvollere ist und worin die Bedeutung der Textvarianten liegt, wird nicht einmal angedeutet. Manche Passagen werden überhaupt ohne jede Änderung einfach aus anderen Werken nachgedruckt, wie etwa die Schiffspläne mit Beschreibung aus dem Werk Neweklowskys oder die Sternsinger-Lieder, wobei durch schlechte Vorlagen die Druckqualität sehr zu wünschen übrig läßt. Der Autor trägt zu diesen Abschnitten nicht ein einziges eigenes Wort bei. Vollkommen unsinnig sind die kurzen einleitenden Bemerkungen zu den *Wappen der Erbausfergen.* Was Zinnburg für Familienwappen hält, sind in Wirklichkeit die Schiffsmarken, mit denen je zwei Salzschiffe versehen wurden. Obwohl der Autor an einer anderen Stelle auf diese Schiffsmarken hinweist und einen Großteil namentlich nennt, ist es ihm gar nicht aufgefallen, daß genau dieselben Namen auf seinen vermeintlichen „Familienwappen" erscheinen. Auch hätte er den Gegensatz zwischen den 86 „Familienwappen" und den wenigen Erbausfergenfamilien bemerken müssen, deren Zahl seit 1531 auf vier begrenzt war und die namentlich alle bekannt sind. So aber werden alle 86 „Wappen" ohne nähere Erläuterung in sehr schlechter Qualität reproduziert. In dem — an sich aufschlußreichen — Kapitel über den Wortschatz der Schifferschützen häufen sich erneut grobe Fehler und Widersprüche. Die Ausfergen werden wieder mit den Schiffherren verwechselt, das Ausfergenamt wird als „Genossenschaft der Schiffergilde" bezeichnet. Als *Cymbariis* werden „lange Kähne, die gedeckt sein mußten" bezeichnet. Der Autor zeigt hier erneut seine völlige Unkenntnis der lateinischen Sprache, denn von *cymba* (= der Kahn) ist das Wort *cymbarii* (= die

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Kahnführer) abgeleitet. Zinnburg hat den Ablativ *cymbariis* aus der Ausfergenurkunde 1278 einfach für einen Nominativ gehalten und aus Kahnführern gedeckte Kähne gemacht. Die Erbnaufergen hatten niemals Leichtbewaffnete oder Schleuderer zu stellen, dazu waren nur die Ausfergen verpflichtet. Die *Fertiger* als weitere wichtige Gruppe hatten nicht „die Salzverführung"(?) zu besorgen, sondern waren Salzhändler, die das Salz in Hallein kauften und von den Ausfergen transportieren ließen. Fast unglaublich ist es, daß im Folgenden oft direkt hintereinander für ein und dieselbe Sache bei geringfügig geänderter Schreibweise ganz verschiedene, falsche Erklärungen gegeben werden. So z. B. für Hallaschen — Holleischen — Hall-Aschen, Laßachey — Laß aheiii, Lebsalz — Lebsalzer, March — Marke, Sam — Saum — Samschiffe, Bschlacht — Schlacht usw. Wenn man Zinnburgs Erklärungen der einzelnen Schiffsgattungen liest, kann man nur froh sein, daß Ernst Neweklowsky, dem hochverdienten Erforscher der Donau- und Salzachschifffahrt, die Lektüre dieser völlig entstellten Wiedergabe seiner Ergebnisse erspart geblieben ist.

Den krönenden Abschluß bilden dann die „Dokumentarnachweise". Hier erfährt der Leser etwa, daß sich die Ausfergenordnung Erzbischof Friedrichs II. von Walchen nicht etwa im Salzburger Landesarchiv, sondern als „handschriftliche Urkunde in den Regesten der Salzburger Erzbischöfe" von Franz Martin befindet. Beim Abdruck des Schiffherrenprivilegs von 1267 und der Ausfergenordnung von 1278 werden sogar noch die Nummern des Salzburger Urkundenbuchs, die Kopfregesten und die älteren Drucke aus dem 4. Band des Salzburger Urkundenbuches mit übernommen, während jeder Hinweis auf das Urkundenbuch selbst fehlt. Als *„deutsche Übersetzung"* serviert der Autor dann einfach die von Franz Martin angefertigten *Regesten!* Um sich selbst völlig abzusichern, bringt Zinnburg schließlich eine Liste von „Gewährsleuten und Beiträgern". Ich hatte Gelegenheit, mit einigen von ihnen zu sprechen. Die Hinweise, die etwa Ernst Penninger oder Hans Roth dem Autor auf wichtige Archivalien in München usw. gaben, hat dieser nicht beachtet, dafür aber die Genannten als „Gewährsleute" zitiert. Ein zumindest sehr bedenkliches Vorgehen! Im Literaturverzeichnis werden dann Werke genannt, die es gar nicht gibt, andere werden falschen Autoren zugeschrieben. So wird z. B. die bekannte Arbeit von Ernst Neweklowsky über die Salzachschiffe und ihre Erbauer als „Die Salzachschiffahrt und ihre Erbauer" Karl Adrian zugeschrieben, dessen Werke auch sonst bedeutend vermehrt erscheinen. Die beiden wirklich grundlegenden Arbeiten von Loehr und Neweklowsky (Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, 3 Bde., Linz 1952—1964) fehlen. Dafür heißt der am meisten vertretene Autor natürlich Karl Zinnburg, weil er jedes Kapitel aus seinem Buch „Salzburger Volksbräuche" als eigenen Titel zitiert!

Sicher läßt sich an jedem Werk auch etwas Positives finden. Hier ist es das umfangreiche Bildmaterial mit teilweise wertvollen historischen Fotos und manchen netten Zeichnungen. Wer sich gerne Bilder von der Piratenschlacht ansieht, wird auch auf seine Rechnung kommen. Vom Standpunkt der Wissenschaft aus, aber auch für jeden historisch interessierten Leser ist dieses Buch eine große Enttäuschung. Es wird in den nächsten Jahren noch mancher Anstrengungen bedürfen, um nur die gröbsten Fehler dieser Arbeit wieder auszumerzen. Dazu kommt leider ein schlampiger Stil mit häufig unvollständigen, sinnentstellten Sätzen und zahlreichen Druckfehlern. *Insgesamt kann man daher nur zu dem Urteil kommen, daß dieses Buch besser nicht geschrieben und gedruckt worden wäre.* Das Oberndorfer Schifferschützen-Corps hätte sich zu seinem großen und durchaus berechtigten Jubiläum wirklich eine würdige Festschrift verdient. Dem Ansehen der traditionsreichen landeskundlichen Forschung und Geschichtsschreibung in Salzburg ist damit im In- und Ausland kein guter Dienst erwiesen worden. Heinz Dopsch

Kurt Enzinger und Markus Westenthanner, Der Bayerische Rupertiwinkel. Land vor den Bergen. Pannonia-Verlag Freilassing, 2. Aufl. 1977.

Vor nunmehr elf Jahren erschien die 1. Auflage dieser Monographie über das

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

ehemals zu Salzburg, seit 1816 aber zu Bayern gehörige Gebiet am linken Ufer von Saalach und Salzach. Die Neuauflage wurde im Bild- und Textteil überarbeitet und erweitert. Manche ältere Ortsansicht hat heute schon historischen Wert. Liebevoll ausgesuchte Detailaufnahmen bringen dem Einheimischen und dem Fremden diesen schönen Landstrich, der den Salzburger Bergen vorgelagert ist, nahe. Es ist zu wünschen, daß sich der Pannonia-Verlag mit seinen bewährten Autoren auch in Zukunft dieses Gebietes mit soviel Einfühlungsvermögen annimmt.

Friederike Zaisberger

Walter Brunner: Geschichte von Pöls. Pöls ob Judenburg o. J. (1976). 444 S. (Großformat), 551 Abb., davon zahlreiche in Farbe.

Für eine kleine Gemeinde wie Pöls war es — wie der Bürgermeister in seinem Vorwort betont — sicher ein Risiko, eine so umfangreiche und hervorragend ausgestattete Gemeindegeschichte herauszubringen. Der Leser des im Großformat gehaltenen Bandes wird aber sicher dankbar dafür sein, daß die Gemeinde dieses Risiko eingegangen ist. Die über 1100 Jahre alte, reichhaltige Geschichte eines historisch überaus interessanten Ortes hat nämlich in Dr. Walter Brunner vom steiermärkischen Landesarchiv einen meisterhaften Bearbeiter gefunden. Für Salzburg aber ergibt sich besonders im Frühmittelalter eine ganze Reihe wichtiger Bezüge zu diesem Ort und seiner Umgebung. Hier stand — wie Brunner es durchaus wahrscheinlich machen kann — die viel umstrittene *ecclesia ad Undrimas,* eine jener drei Kirchen, die nach der „Bekehrungsgeschichte der Bayern und Karantaner" im Zuge der Salzburger Slawenmission in Karantanien errichtet wurde. Als im Jahre 860 König Ludwig der Deutsche das Erzstift Salzburg mit außerordentlich reichem Besitz beschenkte, befand sich unter den 24 Höfen, die damals vom Lehen in den Eigenbesitz des Erzstiftes übergingen, auch der Königshof zu Pöls *(ad Pelisam).* Die Salzburger Erzbischöfe haben die Herrschaft über den Hof zu Pöls und das Dorf, das daraus entwickelte, bis um 1300 behauptet und dann dem Pfarrer von Pöls übertragen, wobei aber doch eine nominelle erzbischöfliche Lehenshoheit bestehen blieb. Diese doch sehr intensiven Beziehungen zwischen Salzburg und Pöls sind der Anlaß, das Buch hier kurz vorzustellen.

Nach einem Überblick über die geologischen und geographischen Gegebenheiten wendet sich Brunner der Vor- und Frühgeschichte des Pölstales zu, die mit Funden aus der Jungsteinzeit um 2000 v. Chr. einsetzt. Ob die römische Poststation *Monate* wirklich auf dem Pölshals gelegen ist, wie der Autor in durchaus geschickter Argumentation beweisen oder zumindest wahrscheinlich machen will, wird erst durch entsprechende archäologische Untersuchungen endgültig geklärt werden können. Besonderes Interesse verdient der Abschnitt über die Besiedlung, wobei Brunner anhand der Ortsnamen sehr klar und überzeugend das Ineinandergreifen von slawischer und bayerischer Siedlung nachweisen und kartographisch darstellen kann. Ein eigenes Kapitel ist dann der Kirche *ad Undrimas* gewidmet. Der Autor bringt hier nochmals eine kurze Zusammenstellung jener Argumente, die ihn veranlaßt haben, in einer Spezialarbeit (MIÖG 82, 1974) die Kirche *ad Undrimas* am Pölshals zu lokalisieren. Auch hier gilt dasselbe wie für die Lage der römischen Poststation *Monate:* Ein sicherer Beweis für diese These ist nicht möglich. Von den sehr zahlreichen Lokalisierungsversuchen der *ecclesia ad Undrimas* hat aber jener von Brunner die beste Argumentation und damit auch die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Ein Musterbeispiel der gerade am steiermärkischen Landesarchiv weiterentwickelten und verfeinerten Methoden der Siedlungsgeschichte, speziell der Fluranalyse und der Hofgeschichte, bietet Brunner in den folgenden Abschnitten. So gelingt es ihm in überzeugender Weise, die alte Flur des Königshofes an der Pöls *(ad Pelisam)* zu rekonstruieren, der 860 an Salzburg geschenkt wurde. Darüber hinaus kann der Autor sogar die alten Mauern dieses Königshofes und die genaue Lage des Hofes, der Taverne, der Mühle und der Schmiede nachweisen und in einer Skizze (Abb. 17) darstellen. Im Anschluß daran zeigt er, wie sich auf diesem Areal aus dem

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

alten Königshof der Ort Pöls entwickelte und allmählich über die alten Mauern hinauswuchs. Der Erzbischof als Besitzer des Königshofes war damit auch der Herr des Dorfes und aller Einwohner. Zeitweise waren die Besitz- und Hoheitsrechte vom Erzbischof an die Fohnsdorfer — steirische Ministerialien, die auch im Dienste des Erzbischofs standen (die von Brunner verwendete Bezeichnung „Rittergeschlecht" ist für das 13. Jahrhundert verfehlt) — verlehnt. Da die Fohnsdorfer bestrebt waren, sich den Salzburger Besitz zu Pöls überhaupt anzueignen, entzog ihnen der Erzbischof dieses Lehen und übertrug das Dorf an den Pfarrer von Pöls. Seit 1300 stand Pöls daher unter der Herschaft des Pfarrers, nur mehr die nominelle Lehenshoheit der Erzbischöfe erinnerte an den alten Salzburger Besitz.

Wenn auch die folgenden Abschnitte keine unmittelbaren Bezüge zu Salzburg aufweisen, so muß doch betont werden, daß der Autor die schwierigsten Fragen der Rechts- und Sozialgeschichte (Besitzrechte, Freiheit und Grunduntertänigkeit, Grundherr und Bauer, Eigentum und Erbrecht, Dienstboten und Taglöhner, Zinse und Abgaben, Steuer und Zehent, Robot, Gerichtsbarkeit usw.) in meisterhafter Form darstellt. Obwohl er sich so gut wie gar nicht auf ältere Literatur stützen kann, sondern alles unmittelbar aus den verstreuten Quellen schöpft, entsteht keine bloße Aneinanderreihung von Quellenauszügen, sondern ein lebendiges, auch stilistisch wohlgelungenes Bild der rechtlichen und sozialen Verhältnisse. Von den weiteren Kapiteln ist vor allem jenes über die Burgen und Schlösser hervorzuheben, da besonders mit Offenburg und Reifenstein so bedeutende Familien wie die steirischen Liechtensteiner und die Frage ihrer Herkunft und Genealogie verknüpft sind. Genealogie ist für den Leser nicht immer sehr attraktiv. Dazu kommt, daß gerade die Stammtafel der Liechtensteiner in der steirischen Geschichtsforschung stets heftig umstritten war. Der Autor, dem dieses Kapitel nicht unbedingt eine Herzensangelegenheit war, sieht sich hier vor ein persönliches Problem gestellt: Karl Bracher, sein Lehrer aus der Gymnasialzeit, und Fritz Posch, sein Chef am Landesarchiv, sind in dieser Frage zu verschiedenen Ergebnissen gekommen. Um keinen der beiden zu verletzen, versucht Brunner, bald dem einen, bald dem anderen zu folgen und vermeidet persönlich eine klare Stellungnahme. So ergeben sich etwa bei der Ableitung der Reifensteiner deutliche Widersprüche zu den bei der Herkunft der Liechtensteiner und Offenburger vertretenen Thesen. Dadurch leidet auch die sonst vorbildliche Darstellungsweise. Der durchschnittliche Leser wird in diesem Kapitel sicher überfordert. Manche Behauptungen, wie z. B., daß Reifenstein auf „Aribonenbesitz" erbaut wurde, weil die Burgkapelle ein Andreaspatrozinium hat, sind m. E. völlig haltlos. Auch die von Brunner wieder aufgenommene Ableitung der Liechtensteiner von dem Edlen Dietmar von Tiefenbach, wie sie vor allem von Bracher vertreten wurde, hatte schon Pirchegger widerlegt. Sie beruht auf einem eindeutigen Mißverständnis beim Lesen der entscheidenden Urkunde.

Die Kritik an diesem Punkt, der wirklich die einzige Schwachstelle in der gesamten Arbeit ist, soll jedoch den Wert des Buches nicht im geringsten schmälern. Was der Autor sonst noch bietet, ist wieder ganz hervorragend gelungen. So behandelt er das untere Pölstal als Wirtschaftsraum, wobei neben Handwerk und Gewerbe die alten Hammerwerke und besonders die Pölser Zellulose- und Papierfabrik, der das gesamte Tal seinen wirtschaftlichen Aufschwung verdankt, detailliert dargestellt werden. Es ist erstaunlich, mit welchen technischen Kenntnissen Brunner in diesem Kapitel aufwarten kann. Bei der besonders sorgsam erforschten, ausführlichen Pfarrgeschichte ergeben sich wieder viele Beziehungen zu den Salzburger Erzbischöfen. Sie waren ja nicht nur die zuständigen Diözesane, sondern auch die Patronatsherren der Ursprungspfarre Pöls. Bei der Beschreibung der Pfarrkirche und ihrer Baugeschichte erweist sich Brunner auch als versierter Kunsthistoriker.

Weitere Abschnitte sind dem Schulwesen, Sitte und Brauchtum, der jüngeren Vergangenheit (seit 1918) und den Dörfern und Siedlungsräumen um Pöls gewidmet. Besonders verdienstvoll ist die in mühevoller Kleinarbeit erstellte Chronik der Althäuser von Pöls. Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

ein Orts- und Personenregister beschließen diesen wohlgelungenen Band. Wieviel Arbeit und Mühe in einer solchen Ortsgeschichte steckt, kann wohl nur der beurteilen, der selbst einmal etwas Ähnliches versucht hat. Daß die meisten derartigen Werke mehr oder weniger „verunglückt" sind, liegt an dem enormen Umfang von Kenntnissen aus den verschiedensten Bereichen, über den der Autor verfügen muß. Von der Archäologie über die Siedlungsgeschichte, Rechts- und Verfassungsgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte bis zur Landes- und Volkskunde, Technikgeschichte, Geographie und Statistik soll alles beherrscht werden. Unter den zahlreichen Ortsgeschichten, die jedes Jahr in den österreichischen Bundesländern erscheinen, sind leider die meisten alles andere als ein Gewinn. Nur selten verbinden sich — so wie bei Walter Brunner — umfangreiche Vorarbeiten und die besondere Liebe zur engeren Heimat mit derart vielfältigen Kenntnissen, wie sie besonders den Archivar auszeichnen. Außerdem muß wohl neidlos anerkannt werden, daß gerade das Steiermärkische Landesarchiv mit seinem großen Stab an wissenschaftlichen Mitarbeitern auf dem Gebiet der historischen Landeskunde, insbesondere der Siedlungsgeschichte und Topographie, in Österreich führend ist. Wer sich mit dem Gedanken trägt, eine Ortsgeschichte zu verfassen, der sollte zuerst zu Brunners Geschichte von Pöls greifen, um zu sehen, wie so etwas nach dem heutigen Stand der Wissenschaft gemacht werden kann. Vielleicht wird dann mancher von seinem Vorhaben abstehen, weil er seine Unzulänglichkeit einsieht, und damit der Landesgeschichtsschreibung ein weiteres Unglück ersparen. Dem Autor Walter Brunner, dessen großartige Leistung durch die reichhaltige und überaus qualitätvolle Bildausstattung einen zusätzlichen Wert bekommt, ist ebenso wie der Gemeinde Pöls zu diesem Musterbeispiel einer modernen Ortsgeschichte herzlich zu gratulieren.

Heinz Dopsch

Jože Koropec, Brežice v srednjem veku [Rann im Mittelalter] in: Časopis za zgodovino in narodopisje 47, Maribor 1976, 93—116.

Die Stadt Rann an der Save im äußersten Süden der Untersteiermark, heute Brežice in Slowenien, war einst der Mittelpunkt eines 300 Quadratkilometer großen, geschlossenen Territoriums, über das die Salzburger Erzbischöfe im Mittelalter fast alle wichtigen Hoheitsrechte einschließlich der Münzprägung und des Hochgerichtes ausübten. Von seiten der deutschen Historiker hat sich in den letzten Jahrzehnten nur Hans Pirchegger in seinem Buch „Die Untersteiermark in der Geschichte ihrer Herrschaften und Gülten, Städte und Märkte" (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission Bd. 10, München 1962) mit diesem Gebiet beschäftigt, die Stadt Rann darin aber nur kurz gestreift. Der bekannte slowenische Historiker Milko Kos hat 1957 in einem kurzen Artikel über „Rann im Mittelalter (Brežice v srednjem veku, in: Posavje 1, Brežice 1957, 7—15) die Hauptzüge der Stadtentwicklung zusammengefaßt. Er verwies zunächst auf das römische Neviodunum im Gebiet des Gurkfeldes (südl. der Save) als Mittelpunkt, an dessen Stelle nach der slowenischen Besiedlung kein neues Zentrum mehr entstand. Die älteste Siedlung im heutigen Stadtgebiet von Brežice-Rann war Gradišče (Burgstall), die auf eine unter fränkischer oder bayerischer Herrschaft errichtete Grenzburg hinweist. Der slowenische Name *Brežice* ist von *brežec* (Ufer, Rand) abgeleitet und daher gleichbedeutend mit dem deutschen *Rann* (Rain=Flußufer). Unbedingt zuzustimmen ist Kos, wenn er — im Gegensatz zu Pirchegger — die Ansicht vertritt, daß auch das Gebiet von Brežice-Rann zugleich mit Reichenburg (heute Brestanica) durch die hl. Hemma, die Stifterin von Gurk, 1043 an das Erzstift Salzburg kam. Kos hat dann die Aufnahme der Münzprägung im 13. Jahrhundert und die Entwicklung zum Markt und zur Stadt im 14. Jahrhundert dargestellt und auch die Verwaltungseinrichtungen (Ämter Liechtenwald und Rann, Landgericht etc.), die dem Salzburger Vizedom in Leibnitz unterstanden, herausgearbeitet. Die Darstellung der sozialen und rechtlichen Verhältnisse innerhalb der Stadt erfolgte nach den erzbischöflichen Stadtordnungen von 1383 und 1408 sowie der Ordnung für die Hauptmannschaft Rann und Liechtenwald 1381. Was Kos

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

nicht beachtet hat, ist die Sonderstellung, die Rann als Sitz einer *Hauptmannschaft* innerhalb des Vizedomamtes Leibnitz eingenommen hat. Während Rann nach dem „Ungarischen Krieg" (1481—1490) von Maximilian nicht mehr herausgegeben wurde, sind die Herrschaften Liechtenwald (Sevnica), Reichenstein und Pischätz (Pišece) wieder an Salzburg gekommen und wurden erst 1595 von Erzbischof Wolf Dietrich gemeinsam mit dem gesamten Vizedomamt Leibnitz verkauft.

Jože Koropec kommt in seiner Arbeit, die denselben Titel trägt wie der Aufsatz von Kos, zunächst zu ganz ähnlichen Ergebnissen. Er setzt jedoch die Sotla als Grenze zwischen Kroaten und Slowenen schon in das 10. Jahrhundert. Sicher ist, daß eine ruhige Entwicklung des Salzburger Besitzes erst nach dem Wiederaufbau von Reichenburg und nach dem Abschluß der Verträge mit Ungarn unter Erzbischof Konrad I. von Salzburg (1131) möglich war. Bei dem folgenden sehr genauen Überblick über die Besiedlung des Gebietes von Brežice kann sich der Autor vor allem auf die Urbare und Grundbücher in den Archiven von Laibach, Graz und Wien stützen. Während eine deutschsprachige Edition der Salzburger Urbare bis heute nicht einmal begonnen wurde, hat ja Milko Kos die Salzburger Urbare für das slowenische Gebiet ediert und in slowenischer Sprache kommentiert. Auf dieser Grundlage vermag Koropec im folgenden einen sehr detaillierten Überblick über die Grundverteilung in den umliegenden Dörfern, über die bäuerlichen Abgaben und Leistungen und über die Verwaltung zu geben.

Bei aller Anerkennung über die sorgfältige Zusammenstellung des Materials, die Koropec im folgenden bringt, fehlt doch eine übersichtliche Gliederung des Stoffes nach Sachgruppen ebenso wie eine entsprechende Auswertung. Angaben zur Topographie der Nachbarsiedlungen, Belehnungen und Verkäufe, der Besitz von Supanen, die Verwaltungsorgane, die bäuerlichen Abgaben, die Stadtentwicklung von Brežice-Rann, Listen aus den Urbanen usw., all das wird ohne einen klar erkennbaren Aufbau einfach in ungeordneter Folge aneinandergereiht. Recht interessant ist die Zusammenstellung der Handwerker nach ihrer Herkunft. Der Autor dehnt seine Studie über das Ende der Salzburger Herrschaft bis zum Ende des 16. Jahrhunderts hin aus und verwertet noch die unter den Habsburgern angelegten Urbare der Jahre 1525 und 1585. Leider fehlt auch hier — ebenso wie bei den Bemerkungen zum Bauernkrieg — eine kritische Auswertung. So bietet die Studie von Koropec zwar eine gute Materialsammlung für den Spezialisten, aber die Gliederung, die Art der Darstellung und die Interpretation des Autors lassen doch sehr zu wünschen übrig. Heinz Dopsch — Franc Wakounig

Kniepaß-Schriften. Heimatkundliche Zeitschrift des Museumsvereins „Festung Kniepaß". (Selbstverlag), o. O. 1971—1978.

Seit einer Reihe von Jahren gibt ein Verein im Loferer Land, der die Gründung eines Heimatmuseums und die Erneuerung des Blockhauses und der Befestigungen am Kniepaß zum Ziel hat, Schriften in unregelmäßiger Folge heraus, die sich mit der Geschichte und Kultur der engeren Heimat befassen. Die Anfänge waren bescheiden, von 1971 bis 1974 erschienen 11 Hefte als vervielfältigte Maschinschreibseiten, meist ohne Seitenzählung und ohne Anmerkungen. Den Anfang bildete die „Loferer Passion 1593—1598" von *Margot Adler.* Weitere Hefte, teilweise schon mit Abbildungen, beschäftigen sich mit Geographie, Geschichte, Volkskunde und Musikgeschichte des Saalachtales. Man begann auch, bisher unveröffentliche Sagen aufzuzeichnen. Die Beiträge stammen von *Georg Ponschab, Sepp Zobl* und *Max Faistauer.* 1974 entschloß man sich, in einer „Neuen Folge", von der bis 1978 bereits 9 Hefte erschienen sind, zum Druck überzugehen. Den Beginn machte *Friederike Zaisberger* mit einer Geschichte des Kniepasses, es folgten *Ilka Peter* mit einem Aufsatz über das Gasslgehen im Pinzgau und Beiträge über die Geschichte des Saalachtales von *Sepp Zobl.* Hervorzuheben ist die Erzählung des Unglücks einer bei der Suche nach verlaufenem Vieh abgestürzten Sennerin in der Ramsauer Kirchenchronik aus dem Jahr 1813, mit einer aus diesem Anlaß entstandenen Moritat. Im

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

5. Heft der Neuen Reihe bietet eine Studie über Geheimrezepte von *Margot Adler* eine Ergänzung des in der Landeskunde erschienenen Aufsatzes von Nora von Watteck über den Volksaberglauben (MGSLK 110/11, 1970/71, S. 365—379). Das Doppelheft 8/9 von 1978 bildet an Ausstattung und Umfang einen Höhepunkt. *Friederike Zaisberger* bringt „Beiträge zum Triftwesen in den bayerischen Saalforsten" mit genauen Anmerkungen und nicht weniger als 21 Abbildungen, davon 4 in Farbe. Auf diese sehr interessante Arbeit muß ausdrücklich hingewiesen werden. Die bayerischen Saalforste auf Salzburger Gebiet waren für die Versorgung der Sudpfannen in Reichenhall und Traunstein mit Brennholz lebenswichtig. Nach der Erwerbung der Grafschaft Pinzgau durch Salzburg blieben die Schwarzforste privatrechtlich im Besitz Bayerns. Die verwickelten Rechtsverhältnisse machten zahlreiche Verträge notwendig. 1805 haben die Österreicher die bayerischen Waldungen beschlagnahmt. Nach 1816 mußte man sich zur Rückgabe entschließen, um den Dürrnberger Salzbergbau unter Tag auch auf Berchtesgadner Gebiet fortsetzen zu können. Nach ungemein langwierigen und komplizierten Vorarbeiten kam es 1829 zur Salinenkonvention zwischen Österreich und Bayern. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Wälder wieder beschlagnahmt, diesmal als „Deutsches Eigentum". Das neue „Münchener Abkommen" von 1957 hat dann nach dem Staatsvertrag die frühere Exterritorialität der bayerischen Forstämter aufgehoben. Besonders interessant sind die Abschnitte über den Wald und die Trift. Ein genauer Katalog der Klausen auf den Triften nach Reichenhall und nach Traunstein beendet die vor allem für die dazu notwendigen technischen Einrichtungen, die heute nur mehr zum Teil erhalten sind, sehr aufschlußreiche Arbeit. *Karl W. Edtstadler* beendet das schöne Heft mit einer rechtlichen Würdigung der Salinenkonvention von 1957.

Es ist erfreulich, ein offensichtlich mit viel Idealismus begonnenes Werk zur Pflege der Heimatkunde von kleinen Anfängen bis zu einer Publikation zu verfolgen, die auch für die Wissenschaft von großem Wert ist. Es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel auch in anderen Gegenden Salzburgs Schule macht. Im Interesse der Vertiefung und Verbreitung landeskundlicher Forschung verdient der „Museumsverein Kniepaß" jede mögliche Förderung. Die Mitglieder der älteren Schwester, der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, die das Saalachtal durch Wanderungen und Exkursionen kennen, sollten diesen Verein unterstützen.

Hans Wagner

Sebastian Hinterseer, Bad Hofgastein und die Geschichte Gasteins. Gewidmet zur Erinnerung 150 Jahre Heilbad Hofgastein. Salzburger Nachrichten-Verlag, 2. verbesserte Auflage, Salzburg 1977. 831 S., davon 36 Bildseiten und Pläne.

Die überaus verdienstvoll erarbeitete Geschichte Bad Hofgasteins aus dem Jahre 1957 war längst vergriffen. Die starke Nachfrage, vor allem aus dem Kreis der Nachkommen der emigrierten Salzburger Protestanten, rechtfertigte eine Neuauflage. Der offenbar noch vorhandene Satz wurde unverändert wieder abgedruckt, wobei ein paar leicht zu korrigierende Fehler wie z. B. der Zeitpunkt der Ankunft des hl. Rupert in Salzburg leider nicht verbessert wurden (S. 318/9: was sind Landeschefs?). Die einzelnen Kapitel, vor allem die Hofgeschichte, aber auch die Totentafel wurden dankenswerterweise bis 1977 fortgeführt. Ein eigener Anhang bringt von S. 669—820 die Entwicklung der Gemeinde von 1955 bis 1977. Nicht nur die großen Hotelbauten, das Kurzentrum mit dem Hallenbad, auch alle neuen Privathäuser wurden berücksichtigt. Verkehrswege, Wintersporteinrichtungen, alle wichtigen Ereignisse, Katastrophen, Schul- und Vereinsgeschichte sowie ein statistischer Anhang machen diesen neuen Teil der Hofgasteiner Chronik zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk für den Einheimischen ebenso wie für den Besucher und kommende Historiker. Auch das Bildmaterial wurde stark vermehrt. Das umfangreiche Werk, das rechtzeitig zum 150-Jahr-Jubiläum des Heilbades Hofgastein erschienen ist und mit einem sehr geschmackvollen Einband versehen ist, wird auch in der neuen Auflage einen großen Interessentenkreis finden.

Friederike Zaisberger

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Peter Putzer, Das Privatrecht in den schriftlichen Rechtsdenkmälern der Stadt Salzburg im Mittelalter. Festschrift für Hermann Eichler (Linzer Universitätsschriften, Festschriften 1), hrsg. von *Ursula Floßmann.* Springer-Verlag, Wien-New York, 1977. S. 503—526.

Der Gedanke Hermann Eichlers, daß eine Beschäftigung mit dem stadtrechtlichen Privatrecht oft am Fehlen gesonderter Überblicke über die Inhalte von Stadtrechten scheitert, war Anregung, diesen Überblick für das Recht der Stadt Salzburg verfügbar zu machen. Dabei wird die Stadt des Mittelalters im politischen Spannungsverhältnis zwischen der in Salzburg übermächtigen, erdrückenden Position des Fürsterzbischofs als Stadtherrn und der aufstrebenden Bürgergemeinde dargestellt; demnach sind hier jene Dokumente der Stadtrechtsgeschichte abgehandelt, die zugleich auch eine Etappe der verfassungsrechtlichen Entwicklung bezeichnen: Der „Sühnebrief" von 1287, die Landesordnung von 1328 und das Stadtrecht von 1368. Die Betrachtungen enden mit einem Verweis auf die Vorgänge an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, wo die Entwicklung der kommunalen Freiheitsbewegung mit dem Ratsbrief von 1481 ihren Höhepunkt erreicht hat, an den sich 1511 der Handstreich Leonhards von Keutschach gegen die Häupter der Bürgerschaft der totale Abfall anschließt, der 1524 für die folgenden weiteren Jahrhunderte totaler geistlicher Landes- und Stadtherrschaft in das bereits neuzeitliche Gewand einer „Ordnung vnd Pollicey gemainer Statt Salzburg" gebracht wurde, was bereits außerhalb der Berichtszeit liegt. Abseits der in diesen Überlegungen nur ansatzweise behandelten öffentlich-rechtlichen Aspekte kann als Ergebnis von rein statistischen, quantifizierenden Aufstellungen als erwiesen gelten, daß der zunehmende Anteil an Bestimmungen privatrechtlichen Inhalts in den Denkmälern der mittelalterlichen Rechtsgeschichte der Stadt Salzburg eine auffällige Entsprechung in der Weiterbildung ihrer Verfassung findet: Mit der Entfaltung bürgerlicher Freiheiten geht auch eine stärkere Verankerung des bürgerlichen, ist gleich Privatrechtes, einher.

Reinhard Rudolf Heinisch, Die bischöflichen Wahlkapitulationen im Erzstift Salzburg 1514—1688. Fontes Rerum Austriacarum, 2. Abt., 82. Bd., Wien 1977. 299 S.

Mit der Abkehr von einer primär etatistisch ausgerichteten Geschichtsauffassung hat auch die Erforschung jener Kräfte Auftrieb erhalten, die der Ausbildung einer starken zentralen Regierungsgewalt entgegenstanden. Stände und Parlamente, Herrschaftsverträge, Wahlkapitulationen, „Grundgesetze" verschiedenster Ausprägung sind so stärker in den Mittelpunkt des Interesses der Forschung gerückt. Als repräsentative Beispiele für diese Forschungsrichtung seien hier Karl Bosl, Die Geschichte der Repräsentation in Bayern (München 1974) sowie die Sammelbände „Reichsstände und Landstände", hg. von Heinz Rausch (Darmstadt 1974) und „Herrschaftsverträge, Wahlkapitulationen, Fundamentalgesetze", hg. von Rudolf Vierhaus (Göttingen 1977), genannt. Letzterer nimmt auch das Thema der bischöflichen Wahlkapitulationen auf, ein Gebiet, das — nach ersten kraftvollen Ansätzen in den ersten beiden Jahrzehnten unseres Jahrhunderts — nach dem Zweiten Weltkrieg wieder erneut Interesse gefunden hat, wie die Untersuchungen von Wolfsgruber über Brixen (1951 bzw. 1956) und Fuchs über Regensburg (1961) zeigen. In diese Tendenz reiht sich auch die hier anzuzeigende Arbeit ein. Sie führt damit die Linie von Studien weiter, die sich die Aufhellung der inneren Struktur des Salzburger Erzstifts zur Aufgabe gesetzt haben — so etwa Hans Wagner, Capitulum regnans... (1961), und Emma Walpurga Mayerhofer, Die Sedisvakanzen im Erzstift Salzburg (1969).

Die zeitliche Abgrenzung auf die Jahre 1514 bis 1688 ergibt sich daraus, daß erst 1514 das Salzburger Domkapitel nach Ablegung der Augustiner-Chorherren-Regel einen mit den übrigen Kapiteln der Germania Sacra vergleichbaren Status erhielt, daß andererseits 1687 die letzte Wahl vor dem päpstlichen bzw. kaiserlichen Verbot der Wahlkapitulationen stattgefunden hat. In diesem Zeitraum entfaltet sich

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

das Salzburger Wahlkapitulationswesen, nachdem sich seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert bereits Vorformen finden, 1495 sogar ein Kapitulationstext, der in vieler Hinsicht bereits in die Richtung der zukünftigen Entwicklung wies. Im Darstellungsteil (S. 11—149) wird die Entstehung der einzelnen Wahlkapitulationen minuziös nachgezeichnet, das politische, geistige und soziale Umfeld abgesteckt, das Verhältnis zur tatsächlichen Regierungspraxis der Erzbischöfe angesprochen. Auch werden in einem abschließenden Abschnitt (S. 131—149) Vergleiche zu den übrigen Erz- und Hochstiftern des alten Reiches gezogen, war doch nicht nur der allgemeine Trend hier wie dort der gleiche, sondern standen auch einzelne Kapitel zeitweise miteinander in regem Informationsaustausch. Das hier gezeichnete Bild ähnelt in vielem dem in anderen Stiftern; dies gilt vor allem für das sprunghafte Ansteigen der Forderungen im späten 16. Jahrhundert, dann noch einmal — vor dem jähen Umschlag — gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts, wo ein weitgehendes „Condominium" des sich als „Erbherr" des Erzstifts verstehenden Kapitels anvisiert wird. Im einzelnen geht es um die Teilhabe an der politischen Macht (u. a. Bündnis-, Befestigungs-, Gesandtschaftsrecht, Land-, Kreis- und Reichstage), um die Besetzung von Ämtern der geistlichen wie auch weltlichen Administration, um Herrschafts- und Gerichtsrechte des Kapitels, um Kirchen- und Bildungswesen, aber auch um nicht unbeträchtliche finanzielle Vorteile für die einzelnen Kapitelmitglieder. Die Grenze zwischen wohlverstandener Fürsorge für das Wohl des Landes und dem Eigeninteresse des Domkapitels wird im einzelnen nicht leicht zu ziehen sein; von einer „mißbräuchlichen Verwendung der Wahlkapitulation" (S. 80) wird man, vor dem Hintergrund der Wertvorstellungen der Zeit, wohl nur mit Vorsicht sprechen dürfen. Einige salzburgische Besonderheiten seien noch hervorgehoben. So der „nachträgliche" Charakter der Wahlverschreibungen für Matthäus Lang (1514) und Ernst von Bayern (1540), der Versuch Raitenaus durch „Statuta perpetua" die Wahlkapitulationen zu ersetzen (nur in Osnabrück kam, freilich unter anderen Voraussetzungen, 1650 ein „Statutum perpetuum" zustande), Einflüsse des Nuntius auf die Formulierung des Kapitulationstextes (1612), das zeitweilige Bestreben, die Abmachungen durch Kaiser bzw. Papst sanktionieren zu lassen, oder etwa der Zusammenhang zwischen Regierungsantritt und päpstlichem Placet. Beachtung verdient auch der Umstand, daß der — auch anderwärts bekannte — Passus, der einem eidbrüchigen Erzbischof und dessen Familie 1687 auf 100 Jahre die Infamie androhte, in der revidierten Fassung der Kapitulation von 1688 nicht aufrechterhalten wurde. Daß die „Innocentiana" von 1695 für Salzburg das Ende des Kapitulationswesens brachte — spätere Versuche einer Wiederaufnahme versandeten rasch —, dürfte nicht allein aus der Wirkungskraft des päpstlichen (und nachfolgenden kaiserlichen) Verdikts zu erklären sein; die Rolle einer entschlossenen Regentenpersönlichkeit wie Johann Ernst von Thun ist in diesem Zusammenhang zweifellos nicht gering zu veranschlagen, setzt doch die Gegenreaktion schon lange vor 1695 ein. Auch erscheint das Salzburger Kapitel im ganzen doch kompromißbereiter gewesen zu sein, als dies an anderen Orten der Fall war; möglicherweise war sein Selbstverständnis und korporatives Beharrungsvermögen nicht so stark ausgeprägt, als dies in den von der Reichsritterschaft dominierten Kapiteln an Mittelrhein und Main zu beobachten ist. Daß das Problem einer Mitregierung des Domkapitels selbst am Ausgang des 18. Jahrhunderts noch nicht ganz ausgestanden war, zeigt etwa die Reichshofratskonklusum von 1779, in welchem dem Kapitel die „ahnmaßliche Erbherrlichkeit" ausdrücklich verwiesen wird.

Der Schwerpunkt der aus Salzburger und Wiener Archivmaterial erarbeiteten Studie liegt auf Entstehung und Gehalt der einzelnen Wahlgedinge, ein Gesichtspunkt, der durch die sorgsame Edition der einschlägigen Texte (S. 153—282) noch unterstrichen wird. Sie regt darüber hinaus aber auch zu weiterführenden Untersuchungen an, so etwa über bestehende Querverbindungen zwischen einzelnen Kapiteln bei der Abfassung von Kapitulationstexten, wobei der auch vom Vf. S. 143 und 148 angesprochenen Tatsache von Doppel- bzw. Mehrfachpräbendierungen von Domherren erhebliche Bedeutung zukommt, oder etwa über das Verhältnis von

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Wahlkapitulation und tatsächlicher Regierungspraxis — eine Aufgabe, die allerdings nur im Rahmen einer politischen Biographie zu lösen wäre. Aufsehenerregend neue Erkenntnisse waren — dies ergibt sich aus der Natur der untersuchten Materie — aus der Betrachtung des Salzburger Kapitulationswesens wohl kaum zu erwarten; hier waren die Grundlinien der Entwicklung an Hand der Verhältnisse in anderen Stiftern im wesentlichen bereits abgesteckt. Dies schmälert aber nicht das Verdienst des Vf., der Verfassungstopographie der Germania Sacra an nicht unwesentlicher Stelle klarere Konturen verliehen zu haben.

Günter Christ, Köln

Johannes Graf von Moÿ (Hrsg.), Barock in Salzburg. Festschrift für Hans Sedlmayr. Universitätsverlag Anton Pustet, Salzburg-München 1978. 240 S., 4 Farbtafeln und 93 Abbildungen.

In dieser fünf Beiträge enthaltenden Festschrift für den weltbekannten Gelehrten und Gründer des Salzburger Kunsthistorischen Instituts ist so viel Neues und Grundlegendes zur Salzburger Kunst- und Kulturgeschichte enthalten, daß im Interesse der Landeskunde auch an dieser Stelle eine ausführliche Besprechung notwendig scheint. Die Beschränkung auf wenige Autoren ermöglichte es, der Forschung einen Raum zu geben, der sonst bei ähnlichen Schriften kaum jemals anzutreffen ist. Dazu kommt noch die Einheit des Gegenstandes, des barocken Salzburg, dessen Größe und Grenzen uns hier deutlich vor Augen geführt werden.

Der erste Beitrag von *Adolf Hahnl, Conservando cresco. Die Bibliotheksräume von St. Peter in Salzburg* (S. 9—56), enthält eine minuziöse, aus dem Klosterarchiv erarbeitete Darstellung der Stiftsbibliothek. Der anspruchsvolle Titel ist das Lemma des Exlibris von Abt Albert Keuslin, des ersten Rektors der Benediktineruniversität. Ein genauer Plan macht mit den oft wechselnden Lokalitäten vertraut (S. 12 f.). Der als Skriptor erwähnte Mönch Leonhard (S. 11) ist sicher der Chronist Leonhard Tornator. In der unter Abt Albert begonnenen Oberen Bibliothek (über der Veitskapelle) befand sich eine Serie von Bildern von Eremiten und Inklusen. Erst am Beginn des 18. Jahrhunderts wurde aus sieben Mönchszellen die spätbarocke Zellenbibliothek errichtet, seit 1716 gab es ständig einen Pater Bibliothekar, was aber nicht hinderte, daß die Bibliothek fünfzig Jahre später von P. Beda von Hübner vollständig neugeordnet werden mußte. Er schuf sieben Hauptgruppen, darunter schon eine für die Geschichte. Die letzte Gruppe bildeten die Manuskripte und die verbotenen Bücher, die hinter Gittern aufgestellt wurden. P. Beda klagte selbst beweglich über die Angst vor verdächtigen und bedenklichen Büchern. Hier spürt man den Geist der Colloredo-Zeit, was aber nicht hinderte, daß in dieser Zelle, die mit dem Wappen des Abtes Martin Hattinger geschmückt war, der die Briefe Luthers an Staupitz verbrennen ließ, noch 1769 ein höchst charakteristisches Deckengemälde angebracht wurde. Es zeigt den Bischof von Ypern, Jansenius, der selbst von seiner Gegnerschaft zur Kirche nichts wußte, da sein indiziertes Werk über Augustinus erst posthum erschienen ist, den „großen" Arnauld, den eigentlichen „Vater der Jansenisten" und Einsiedler in Port-Royal-des-Champs zusammen mit Pascal und Racine, ferner den letzten der großen Jansenistenführer Pasquier Quesnel, den das Lexikon für Theologie und Kirche 1963 als „gelehrten und frommen Mann mit dem Willen zur Rechtgläubigkeit" bezeichnet, und den weniger bekannten Adrien Baillet, der in seinem Werk „De la dévotion de la Sainte Vierge" im Gegensatz zu anderen Jansenisten gegen die Unbefleckte Empfängnis und die Himmelfahrt Mariä aufgetreten ist. Diese vier Männer braten in der Hölle, während von oben die triumphierende Kirche ein Bündel von Blitzen gegen sie losläßt. Das Bild deutet die Härte des Kampfes und Gegensätze an, die schon im Sykophantenstreit 1740 sichtbar wurden, als St. Peter eindeutig gegen die Reformer Stellung nahm. Zu diesen gehörten eine ganze Reihe bedeutender Reformbischöfe, allen voran Joseph Maria Thun, Bischof von Gurk, der seinen Nachfolger Colloredo sehr beeinflußt hat. Drei Jahre nach der Entstehung des Deckengemäldes Königs, eines

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

bisher wenig bekannten Zeugnisses von großer Aussagekraft, zog Hieronymus als Erzbischof in Salzburg ein.

Hervorzuheben ist die genaue Beschreibung und Deutung der Programme und „Ikones" der Ausschmückung. Statt Clèment (S. 15 und öfter) muß es „Clément" heißen. Der Versuch, weitere Zellenbibliotheken zum Vergleich heranzuziehen, die übrigens in Salzburg nicht bekannt waren, führt zu keiner befriedigenden Erklärung, warum es ausgerechnet in St. Peter nicht wie in so vielen anderen weniger bedeutenden Klöstern zum Bau einer Saalbibliothek gekommen ist. Ein Widerstand der Erzbischöfe scheint da weniger wahrscheinlich als Platz- und Kostenfragen und das Vorhandensein weiterer großer Bibliotheken in der Stadt. Zur napoleonischen Zeit (S. 39) könnte bei der Schilderung des „Sammeleifers" der Franzosen Ende 1800 auf die u. a. bei Widmann II, S. 414—420, gedruckte Verlustliste hingewiesen werden. Übrigens hat auch der genannte Kommissär Neveu Erinnerungen hinterlassen, die deutlich zeigen, daß er genaue Anweisungen der Bibliothèque Nationale gehabt hat. Auf der mitgegebenen Suchliste befand sich auch der Druck des Codex Justiniani von 1475, der in Paris fehle und nur in zwei oder drei deutschen Bibliotheken existiere. Ausgerechnet in St. Peter mußte ihn Neveu finden (MGSLK 60, 1910, Beiheft S. 18 ff.). Der Hofbibliothekar Vierthaler war sicher nicht der Verräter, wie das Abt Dominikus in seinen Aufzeichnungen ziemlich deutlich durchblicken läßt (S. 40). In der kurfürstlichen Zeit wurde die Bibliothek Großherzog Ferdinands im zweiten Stock des Domplatzflügels aufgestellt, von der dem Kloster die Bücherschränke verblieben. Damals wurde das wahrscheinlich berühmteste Bild, das sich je in Salzburg befunden hat, dem Abt Dominikus gezeigt, Raffaels Madonna di Granduca. Ferdinand hat es freilich schon 1799 und nicht, wie Abt Dominikus schreibt, „erst vor zwei Wochen" in Florenz gekauft. Es befindet sich übrigens nicht, wie Anm. 214 behauptet, in den Uffizien, sondern im Palazzo Pitti. Zu allem Unglück hat sich hier noch der häßliche Druckfehler „Granduco" eingeschlichen. Die knappe Schilderung der Änderungen im 19. und 20. Jahrhundert schließen die sehr wertvolle Untersuchung ab.

Der Beitrag von *Stefan Hiller, Triumph des Pferdes. Zur Ikonologie der Salzburger Pferdeschwemmen* (S. 57—97), beschäftigt sich mit einem kaum jemals behandelten reizvollen Thema. Die Untersuchung der drei für Salzburg charakteristischen Bauten, ihres Dekors und ihrer Veränderungen erbringt interessante neue Ergebnisse, die den „Kult des Pferdes", der in der Bischofsstadt in ungewöhnlichem Maß betrieben wurde, zum Mittelpunkt hat. Hier haben sich Guidobald und Johann Ernst Thun und Leopold Anton Firmian hervorgetan. Zwar ist die Neuschöpfung Firmians, die Pferdeschwemme vor Schloß Mirabell, nicht erhalten geblieben, in seiner Zeit wurde aber der Kapitel- und der Hofstallschwemme die endgültige Form gegeben. Im Mittelpunkt der Pferdesymbolik steht der Pegasus von 1664, der Ahasver unter den auch sonst oft mobilen Salzburger Denkmälern, der vom Kapitelplatz zum Mirabellplatz, von da zum Hannibalplatz, dann lange Jahre ins Museum und erst knapp vor dem Ersten Weltkrieg zu seinem heutigen Standort gekommen ist, nachdem er 1801 beinahe von General Lecourbe verschleppt worden wäre, sich dazu aber glücklicherweise als zu schwer erwies. Sollte seine Unrast daher gekommen sein, daß er so lange vergeblich nach bemerkenswerten Salzburger Dichtern Ausschau halten mußte? Hier geht es aber weniger um seine Bedeutung als Musenroß, er erweist sich als sehr symbolträchtige Figur, deren Spannweite von der Apotheose des Fürsten bis zum Aufstieg ins ewige Leben reicht. Sehr interessant ist die Gestaltung des ganzen Bereichs der Hofstallschwemme durch Fischer von Erlach und die des hochfürstlichen Marstalls, in dem man nun endgültig vom Kult des Pferdes zu dem der Dirigenten und Sänger übergegangen ist. Die von Erzbischof Johann Ernst geschaffenen vortrefflichen Reitbahnen boten nach dem Zeugnis des Grafen Philipp Cobenzl auch ein Motiv für den Zustrom der adligen Jugend zur Salzburger Universität, da sie sich hier den ritterlichen Künsten widmen konnte. Das Zitat der Linzer beim Besuch Firmians beim Kaiser im Jahr 1732, daß „alle Salzburger Hoffahrt in den Pferden" des Erzbischofs stecke, ist bezeichnend

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

für ihren Ruhm, müßte aber dahin ergänzt werden, daß den Anlaß zu diesem Ausspruch ihr „Danzen und Springen" gegeben habe (S. 57). Der Verfasser hat, auf eigene Vorarbeiten gestützt, in seinem Beitrag Neuland betreten und gleichzeitig auf eine einst viel gepriesene Salzburger Besonderheit hingewiesen, die heute etwas in Vergessenheit geraten ist.

Wiltrud Mersmann, Die Pretiosenmonstranz im Domschatz (S. 99—117), bespricht die herrliche Monstranz, die Erzbischof Johann Ernst 1697 seiner Braut, der Salzburger Kirche, gewidmet hat. Der reiche Schmuck der Edelsteine aus dem Besitz Johann Ernsts und seiner beiden Vorgänger ist vom hochfürstlichen Kammerdiener und Goldarbeiter Ferdinand Sigmund Amende — aus einer bekannten Juweliersfamilie — außerordentlich elegant in französischem Stil gestaltet worden. Es ist wahrscheinlich, daß er dabei vom „vornehmen und geschmackvollen Kenner" Johann Ernst beeinflußt wurde. Da die Farbigkeit einen großen Teil der Wirkung der Monstranz ausmacht, ist es schade, daß keine Farbtafel beigegeben wurde, es steht uns aber eine gute Reproduktion bei Kurt Rossacher, Der Schatz des Erzstiftes Salzburg, zur Verfügung. Einer Deutung der Symbolik weicht die Verfasserin, wie mir scheint zu Recht, aus. Interessant wäre die Frage, wie Johann Ernst, der seine Künstler so unübertrefflich auszuwählen verstand, die riesigen Kosten seiner Stiftungen aufbringen konnte. Das bedürfte trotz seines bekannt asketischen Lebenswandels noch einer näheren Untersuchung. Was Salzburg dem strengen, frommen und introvertierten Fürsten verdankt, steht uns an den schönsten Punkten der Stadt noch heute vor Augen.

Einem Original aus der Endzeit des Barock und der Aufklärung hat *Johannes Graf Moÿ, Der Domherr Wolfegg und sein Tusculum,* eine ungemein reizvolle Studie gewidmet (S. 119—143). Mit viel Spürsinn und Finderglück hat der Autor der „Grundlagen der Salzburger Schlösserkultur" Reste des Sommerhauses des Domherrn Anton Willibald Graf Waldburg-Wolfegg, eines der wenigen Schwaben im Kapitel — er hat es unter Colloredo zum Präsidenten der Hofkammer gebracht —, im Riedenburger Asyl aufgefunden und einen Teil der Dekoration als Spolien aus „Dietrichsruh", dem unter Colloredo teilweise abgebrochenen Teil der Residenz, bestimmen können. Allein die Schilderung dieser Funde und des durch zeitgenössische Bilder und Berichte vermittelten kleinen Besitzes, der durch den Architektur- und Gartenliebhaber Wolfegg stets verändert wurde, ist höchst interessant. Sie wird noch gesteigert durch die Beschreibung des in der Jugend recht abenteuerlichen Lebens des Grafen, durch seine Beziehungen zu den Mozarts, durch seinen Anteil an der Gestaltung eines Teils des Aigner Parks, der als erster der bisher bekannten englischen Gärten in der Umgebung Salzburgs nachgewiesen wird (S. 129), und durch den Vergleich zu ähnlichen Gartenhäusern und Sommersitzen. Graf Wolfegg hat nach ausgedehnten Reisen, bei denen er sich trotz des Besitzes eines Augsburger Kanonikats in vielen Berufen versucht haben soll, relativ spät, mit 32 Jahren (nicht 42, wie S. 123 angibt), ein Kanonikat in Salzburg erhalten. Er hat seine Reisen fortgesetzt und sich erst 1778, 49 Jahre alt, zum Priester weihen lassen. Er spielte dann in Salzburg gesellschaftlich eine große Rolle. Nachdem er in seiner Jugend offensichtlich eine Art Abenteurer, wie das im 18. Jahrhundert charakteristisch ist, gewesen war, wandelte er sich nun zum eifrigen Beamten und Günstling Colloredos, dessen aufklärerische Neigungen er sicher teilte. Beziehungen zu den Illuminaten sind zu vermuten, aber nicht im einzelnen nachzuweisen. Leider konnte Wolfegg seiner Bau- und Gartenleidenschaft aus Geldmangel nie in größerem Stil frönen. Später wurde er immer mehr zum Asketen und Wohltäter der Armen, denen er schließlich — er erreichte das biblische Alter von 92 Jahren — sein Tusculum und dann sein gesamtes Vermögen opferte. Der Beitrag muß als Kabinettsstück im Aufspüren bisher unbekannter Zusammenhänge, in der Schilderung eines für Salzburg bedeutenden und heute zu Unrecht vergessenen Mannes und durch neue Aufschlüsse über den Bau Wolf Dietrichs in der Residenz bezeichnet werden. Es ist dem Verfasser übrigens gelungen, weitere Spolien aus Dietrichsruh am Portal eines Bürgerhauses (Schwarzstraße 4) zu identifizieren. Sehr passend erscheint es, daß der Som-

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

mersitz des Menschenfreundes Wolfegg 55 Jahre nach seinem Tod ins Asyl eingebaut wurde.

Der letzte Beitrag von *Wolfgang Steinitz, Ehrenpforten, Festgerüste und Trionfi* (S. 145—224), ist gleichzeitig der umfangreichste. Auch hier wurde Neuland erforscht und der Nachweis erbracht, daß Salzburg, wohl durch die enge Verbindung mit Rom, bei den Ehrenpforten unter den geistlichen Fürstenstaaten des Reiches führend war. Der Beginn — bei den Trionfi auch schon der Höhepunkt — erfolgte unter Markus Sittikus, der die Vorliebe für diese Festgepränge offenbar von seinen langen Rom-Aufenthalten mitgebracht hat. 1612 erhielt er bei seinem Einritt die erste der in Salzburg nachweisbaren Ehrenpforten durch den Stadtmagistrat, deren Programm wir durch eine Beschreibung des Chronisten Stainhauser kennen. Die Sinnbilder des Pelikans und der Gluckhenne — Liebe und Schutz für die Untertanen — und die Statuen der Temperantia und Justitia weisen recht deutlich auf Tugenden hin, die der unglückliche Vorgänger Wolf Dietrich in hohem Maß vermissen ließ. Bald führte Markus Sittikus bei den Karfreitags- und Fronleichnamsprozessionen Triumphwagen ein, ebenso weltliche Trionfi mit Reiterballetten in Turnierform zur Faschingszeit, die dann in der Erstürmung einer Festung auf dem Residenzplatz gipfelten. Dem Nachfolger Paris Lodron wurden bei seinem durch das lange Warten auf das Pallium — ein vergebliches Druckmittel zum Beitritt zur Liga — verzögerten Einzug 1621 bereits vier Ehrenpforten errichtet, zwei Jahre später wurden zwei bei der Translation der hl. Erentrudis aufgestellt. Den ersten Höhepunkt der Salzburger Barockfeste bildete 1628 die Domweihe. Für die Reliquienprozession am 24. September entstanden fünf Ehrenpforten, je eine vom Erzbischof, vom Domkapitel, von St. Peter, von der Universität und vom Stadtrat, zu denen erstmalig auch Abbildungen vorhanden sind. Ein Feuerwerk und die erste bekannte Illumination von Stadt und Festung bildeten den Abschluß der mehrmals beschriebenen Feiern. 1632 folgte noch eine Ehrenpforte bei der Ankunft des Gnadenbildes von Altötting, dann verbot die steigende Kriegsnot weitere Feste. 1665 entstanden Ehrenpforten für Kaiser Leopold I. auf der Hin- und Rückreise zur Tiroler Erbhuldigung. Bei der Beschreibung der Ehrenpforte vor dem Linzertor kann das Bild eines Ungarn, der einem Pferd die Zügel anlegt, noch keinen aktuellen Bezug zur ungarischen Magnatenverschwörung gehabt haben (S. 171), da sie erst 1669 entdeckt wurde. Den zweiten und letzten Höhepunkt der Barockfeste bildet die 1100-Jahr-Feier der Salzburger Kirche von 1682, bei der man nicht weniger als neun Ehrenpforten errichtete, darunter allein drei durch St. Peter. Daraus kann entnommen werden, was dieses Datum für das Kloster bedeutete, das schon im folgenden Jahr Dom Jean Mabillon, den gelehrten Mauriner und Zerstörer der Legende von der frühen Ankunft des hl. Rupert, in seinen Mauern empfing. Zu 1682 sei noch erwähnt, daß auch ein sonst vergessener Erzbischof des 9. Jahrhunderts, Liupram, eine Statue auf der Ehrenpforte der Landstände erhielt, da er die Gebeine eines angeblichen Stadtpräfekten von Rom, des hl. Hermes, dem diese Pforte geweiht war, nach Salzburg bringen ließ. Daß auch der Stadtmagistrat seine Pforte den Römern Chrysanthus und Daria, einem in keuscher Ehe lebenden Paar, gewidmet hat, war sicher kein Zufall. Immer wieder sollte auf die Verbindung Salzburgs zur Ewigen Stadt hingewiesen werden. Während zum Einzug des Erzbischofs Johann Ernst 1687 nur ein Festgerüst der Universität überliefert ist, wo auf dem Parnaß das Wappentier des Fürsten, das Einhorn, den Pegasus vertrat und mit dessen Attributen ausgestattet wurde, erhielt Wilhelmine Amalia, die Braut des römischen Königs Joseph, 1699 wieder vier Ehrenpforten, wobei auf der des Erzbischofs ein auf dem vielstrapazierten Pegasus reitender Paris einen goldenen Apfel überreichte und vor der Ehrenpforte der Landschaft die Bilder von sechs berittenen Welfen die Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel begrüßten. Von nun an aber wurden Ehrenpforten und Festgerüste immer seltener. Der Ansicht des Verfassers, daß ihr Ende mit dem seit Harrach schwindenden Wohlstand des Landes und mit dem Umstand, daß nicht mehr wie im 17. Jahrhundert der Tüchtigste, sondern „durchwegs Verlegenheitskandidaten zu Erzbischöfen gewählt wurden" (S. 198), zu

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

erklären sei, wird man sich nur teilweise anschließen können. Diese Dinge waren nicht allzu kostspielig und hingen auch nicht von der Tüchtigkeit der Fürsten ab, vielmehr war die Zeit dieser barocken Feste wie überall auch in Salzburg vorbei. 1777 verbot Erzbischof Hieronymus auch das Festgerüst, das die Universität jedes Jahr zu Fronleichnam aufstellte und mit gemalten Sinnbildern schmückte, von denen jeder Schüler der Rhetorik-Klasse eines entwerfen mußte. Wenn man bedenkt, mit welcher Mühe sich die Knaben da immer neue Anspielungen auszudenken hatten und was dabei herausgekommen sein dürfte, wird man den Erzbischof verstehen, dessen charakteristisches Schreiben abgedruckt ist (S. 200 f.). Bei der Säkularfeier von 1782 wurde das für Ehrenpforten gesammelte Geld von Colloredo den Armen übergeben. Die letzte Ehrenpforte mit einem simplen Chronogramm errichteten die Schüler des Lyzeums 1816 für Kaiser Franz.

Es ist schade, daß im Rahmen einer Besprechung nicht noch weiter auf den Inhalt dieser sehr interessanten Arbeit eingegangen werden kann. Der Verfasser hat alle verfügbaren Quellen herangezogen und die Symbole und Allusionen erklärt. Die Erforschung der Vorbilder wird einer weiteren Arbeit vorbehalten (S. 145). Man kann ihm, den übrigen Autoren, vor allem aber dem Jubilar und dem Herausgeber zu dieser Musterfestschrift, die außerdem noch mit einem ausführlichen Register versehen ist, nur von Herzen gratulieren. Die wenigen Korrekturen und Ergänzungen, die hier gebracht werden konnten, besagen bei der schwierigen kulturgeschichtlichen Thematik nur, mit welchem Vergnügen die Beiträge gelesen wurden.

Hans Wagner

Michael Mitterauer, Vorindustrielle Familienformen. Zur Funktionsentlastung des „ganzen Hauses" im 17. und 18. Jahrhundert. Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, hg. von Friedrich Engel-Janosi, Grete Klingenstein und Heinrich Lutz, Band 2 (Fürst, Bürger, Mensch. Untersuchungen zu politischen und soziokulturellen Wandlungsprozessen im vorrevolutionären Europa). Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1975, S. 123—185.

Michael Mitterauer, Familiengröße — Familientypen — Familienzyklus. Probleme quantitativer Auswertung von österreichischem Quellenmaterial. Geschichte und Gesellschaft, Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 1, 1975, S. 226—255.

Der Aufsatz über vorindustrielle Familienformen geht ausschließlich auf Salzburger Quellen zurück, die sich durch ihre Ausführlichkeit und den zeitlich frühen Ansatz vom 16. bis zum 18. Jahrhundert besonders für quantitative Untersuchungen eigneten. Herangezogen wurden die „Libri status animarum" der Stadt Salzburg von 1569, 1674 und 1794 und vom Land Seelenbücher von Abtenau, vom Vikariat Koppl und von Dorfbeuern aus dem Zeitraum von 1632 bis 1805. Es wurden nicht weniger als zwanzig Tabellen aufgestellt und genau ausgewertet. Den Ausgangspunkt bildet der Streit um die „Stammfamilie", des „ganzen Hauses" Wilhelm Heinrich Riehls und Otto Brunners, und die Kernfamilie, das Zusammenleben der Eltern mit den noch ledigen Kindern. Die Forschungen Mitterauers ergeben für den Salzburger Raum einen geringen Anteil der Stammfamilien, dem Zusammenleben von mehr als zwei Generationen, mit Ausnahme des Abtenauer Raumes, wo das günstigere Erbrecht die Alten bevorzugte. Sonst waren die Grundherren an der Übergabe und der Institution des Ausgedinges interessiert. Aber auch die Kernfamilie ist im behandelten Zeitraum vor allem in der Stadt Salzburg in einem Maß abgesunken, das durchaus der modernen Entwicklung entspricht, von 72 Prozent im Jahr 1569 auf 48 Prozent im Jahr 1794. Hier spielte eine Rolle, daß früher das Hofgesinde stärker dem Hof integriert war, später aber emanzipiert von der zur Familiengründung zu geringen Besoldung leben mußte. So steigen die Einpersonenhaushalte in der Stadt von 6 Prozent 1569 auf fast 13 Prozent 1794 an. Bei Kaufleuten und Handwerkern war die Situation ähnlich, sie waren prinzipiell verheiratet und übten ihren Beruf bis zum Tod aus. Daß die Töchter eher im Haus blieben als die in die Fremde geschickten Söhne, versteht sich ebenso von selbst wie die Wiederverheiratung von Witwen an Männer, die den Betrieb weiterführen

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

konnten. Das Problem der Altersversorgung betraf vor allem die Frauen mit ihrer größeren Lebenserwartung. Leider kommt wegen der großen Zeitspanne von 1674 bis 1794 die große Rolle der Universität mit den zahlreichen Kostplätzen nicht recht zum Ausdruck. Viele der erzielten Resultate sind plausibel und überraschen nicht, es ist aber sehr verdienstvoll, hier einmal an Hand von Zahlen genau fixierte Daten zu besitzen. Für das Land genügt die Beschränkung auf drei Orte nicht, die hier festgestellten Unterschiede ganz zu klären.

Der fast gleichzeitig erschienene Aufsatz über Familiengröße, Familientypen und Familienzyklus setzt sich allgemeiner mit den Kriterien der Einteilung und den sich aus den Quellen ergebenden Schwierigkeiten bei quantitativen Untersuchungen zur Geschichte der Familie auseinander, die nicht Selbstzweck, sondern Vorarbeiten zu qualitativen Aussagen sein sollen. Er dient wie der obengenannte Aufsatz einem Forschungsprojekt, das sich mit dem Stellenwert der Familie in Österreich seit dem 17. Jahrhundert befaßt. Schwierigkeiten bieten vor allem Inwohner und Gesinde. Es ist auch auffällig, daß die Quellen oft von einem Zusammenleben von alten Leuten und Kindern mit anderen Familiennamen sprechen. Ziehkinder und ledige Kinder von Töchtern sowie Kinder aus vorherigen Ehen eines Elternteils sind schwer auseinanderzuhalten. Das Heranziehen weiterer Quellen wie Übergabe- und Heiratsverträge, Testamente und Verlassenschaftsabhandlungen könnten hier weiterhelfen, natürlich nur im lokalsten Rahmen. Außerdem sind die verschiedenen Phasen im Familienzyklus zu berücksichtigen. Daß von einer Pfarrbeschreibung von Zell am Ziller „in Tirol" aus der Mitte des 18. Jahrhunderts gesprochen wird (S. 235), mag noch hingehen, da die Blutgerichtsbarkeit des Zillertals zu Tirol gehörte, wenn es auch sonst als Salzburger Besitz ganz genau wie die übrigen Salzburger Pfleggerichte im Gebirge verwaltet wurde. Daß aber die Visitation der Stadt Salzburg 1569 als älteste in die Untersuchung einbezogene städtische Liste aus Österreich bezeichnet wird (S. 240), kann nicht unwidersprochen bleiben. Von Österreich war damals bei Salzburg noch keine Rede, da könnte man mit größerer Berechtigung noch das Innviertel mit den typisch bayerischen Gegebenheiten im 16. Jahrhundert als österreichisch bezeichnen, da es früher zu Österreich gekommen ist als Salzburg. Daß in Salzburg die Listen schon damals nicht nach Häusern, sondern nach Wohnparteien angelegt wurden, beruht wohl auch auf der Salzburger Eigentümlichkeit des Stockwerkeigentums, die sich keinesfalls ohne weiteres auf österreichische Städte übertragen läßt. Da aus diesen frühen Zeiten Vergleichsmöglichkeiten in Österreich fehlen, ist die Heranziehung Salzburgs nicht verwunderlich und auch vertretbar, wenn man die Eigenstaatlichkeit bei sonst ähnlichen Bedingungen erwähnt. Das soll aber das Verdienst des Autors bei diesen sehr mühevollen und wertvollen Arbeiten nicht schmälern. Auf einen weiteren Beitrag Mitterauers über Dorfbeuern und Berndorf in den von Helczmanovski herausgegebenen Beiträgen zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs, der sich ebenfalls mit der Familienstruktur befaßt, wurde durch Guido Müller schon in MGSLK 116, 1976, S. 338 hingewiesen. Alle diese Arbeiten erweitern unsere Kenntnisse auf dem Gebiet der Sozialgeschichte in hohem Maß, es muß eindringlich auf sie verwiesen werden.

Hans Wagner

Adolf Hahnl, Das Neutor. Mit einem Anhang von *Ernst Ziegeleder, Mönchsberg-Miszellen. Die Altstadtgaragen im Mönchsberg.* Schriftenreihe des Stadtvereins Salzburg, Kulturgut der Heimat, Heft 6, hrsg. von Ernst Ziegeleder, Salzburg 1977.

Der derzeit wohl beste Kenner der Arbeiten der Brüder Wolfgang und Johann Baptist Hagenauer hat als Nebenprodukt zu seiner umfassenden Dissertation dem Neutor eine eigene Monographie gewidmet. In leicht verständlicher Sprache wird das schwierige Problem einer Technikerkontroverse der Mitte des 18. Jahrhunderts in Salzburg dargestellt. Das Ergebnis ist einer der ersten Straßentunnels der Welt geworden. Damit wurde die Innenstadt mit der seit Beginn des 18. Jahrhunderts immer stärker verbauten Vorstadt Riedenburg verbunden und der Weg nach Reichenhall und in den Pinzgau verkürzt. Dem Zug der Zeit folgend war man aber

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

mit einem formlosen Bergdurchstich nicht zufrieden. Außer der sowohl vom architektonischen wie vom bildhauerischen Standpunkt aus üppigen und programmatischen Augestaltung der beiden Tore an den Endpunkten wurde vor der Westöffnung noch eine Ruinenbastei vorgelagert. Ihr Aufbau und die Ideenwelt, der sie entstammt, veranlaßten den Verfasser zu der ausführlichen Beschreibung des Neutors. Die Gestalt von Erzbischof Sigismund von Schrattenbach erscheint in neuem Licht. Eine Bevorzugung der künstlerischen Tendenzen seines Hofbauverwalters Hagenauer vor den technischen Kenntnissen des Ingenieurleutnants Geyer wird ersichtlich. Die mit großer Liebe zusammengestellten Illustrationen machen das Büchlein zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk für jeden am Neutor Interessierten. Dem Stadtverein ist zu dieser Publikation zu gratulieren.

Friederike Zaisberger

Peter Hersche, Der Spätjansenismus in Österreich. Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte Österreichs 7, hg. von Adam Wandruszka und Anna M. Drabek (Schriften des Mayer-Gunthof Fonds 11). Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1977. 451 S., 7 Abb.

Der Jansenismus in seiner späten, für die Habsburgermonarchie sehr wichtigen Form hat in der umfassenden, von der im Rijksarchief Utrecht verwahrten Korrespondenz des Grafen Du Pac de Bellegarde ausgehenden und dann neben den österreichischen auch viele französische und italienische Archive berücksichtigenden vorbildlichen Arbeit endlich eine monumentale Darstellung gefunden. Es ist hier nicht möglich, genauer auf dieses Werk einzugehen, das neben der kirchlichen auch für die politische Entwicklung des österreichischen Reformzeitalters von großer Wichtigkeit ist. Der Einfluß des Spätjansenismus hat bei uns in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts begonnen und nach dem Höhepunkt der josephinischen Reform um 1785 geendet. Entscheidend war die Gewinnung des Kaiserhofs durch die Ablösung der Jesuiten durch Jansenisten als Beichtväter, ein Prozeß, der 1765 mit der Berufung des Propstes Müller von St. Dorothea durch Maria Theresia seinen Höhepunkt erreichte. Dem Verfasser gelingt es vorzüglich, den Wandlungen des umstrittenen Begriffs Jansenismus nachzugehen und sehr komplizierte Vorgänge so zu erklären, daß sie auch dem nicht theologisch ausgerichteten Historiker klar und verständlich werden. Man wird kaum umhinkönnen, diese Untersuchung als seit langem bedeutendstes Werk über das österreichische Reformzeitalter zu bezeichnen.

An dieser Stelle ist hervorzuheben, daß der Jansenismus auch in Salzburg eine große Rolle gespielt hat. Die Reformen Colloredos, die man vielfach zu sehr im Zusammenhang mit denen Josephs II. gesehen hat, gehen fast alle auf die „sana dottrina", den von Muratori beeinflußten gemäßigten Jansenismus zurück. Dabei sind meistens die in Österreich als charakteristisch erkennbaren Komponenten, die Neigung zur Toleranz, zur Ordensfeindlichkeit und zur Betonung des Unterrichts auch in Salzburg zu beobachten. Diese Fragen und die Stellung Colloredos zum Jansenismus hat Hersche schon in unserer Zeitschrift behandelt, er hat auch den Hirtenbrief von 1782 neu herausgegeben (MGSLK 117, 1977, S. 231 ff. und 446). Der Hinweis auf das größere Werk dieses Autors ist aber notwendig, da hier vor allem die Rolle der philojansenistischen Reformbischöfe genauer ausgeführt wird. Die ersten sind mit dem Kreis der Muratorianer, der sich schon unter Firmian in Salzburg gebildet und den bekannten Sykophantenstreit ausgelöst hat, fast identisch. Dazu gehören vor allem Joseph Maria Thun, der Vorgänger Colloredos im Bistum Gurk, den Hersche als „vielleicht bedeutendsten unter den österreichischen Reformbischöfen" hervorhebt (S. 51). Er wurde dann Bischof von Passau, sein früher Tod 1763 stellt einen bedeutenden Einschnitt dar. Hier sind auch die Neffen Erzbischof Leopold Antons, die Grafen Leopold Ernst und Vigil Maria von Firmian (nicht Virgil, S. 57 f.), zu nennen. Von den enragierten Jansenisten sind Joseph Philipp Graf Spaur, der 1749 ein Kanonikat in Salzburg erhielt, und Johann Karl Graf Herberstein, der auch schon zur Salzburger Societas Eruditorum gehörte, besonders hervorzuheben. Vor allem ist auf den Einfluß des Kryptoprotestantismus im Gebirge

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

für die Bemühungen um die Verbesserung der Priesterausbildung und der Vertiefung der Seelsorge hinzuweisen, die bei Bischof Thun in Gurk einsetzen und im gesteigerten Interesse des Spätjansenismus für Priester- und Volksunterricht fortgesetzt werden. Das Eintreten für Toleranz, das nur für den österreichischen Spätjansenismus in dieser Intensität typisch ist, führt Hersche vor allem auf die Vorgänge in Mähren 1777 zurück. Ist es zuviel behauptet, wenn man auch die Salzburger Ereignisse von 1731/32, die Katastrophe der Jesuitenmission und des geistlich-weltlichen Reichsfürstentums, als Ursache der Salzburger Societas Eruditorum und als Hauptanstoß der Abkehr von der barocken Frömmigkeit sieht? Das spricht Hersche nicht aus, das Ereignis hat sich aber der gesamteuropäischen Öffentlichkeit so eingeprägt, daß hier ein Zusammenhang wohl naheliegt. Hier wäre auch an Gasparis Emigrationsgeschichte zu erinnern. Die bedeutende Rolle Salzburgs, vor allem als frühester Vermittlungsort der vom Jansenismus beeinflußten italienischen katholischen Aufklärung, wird auch von Hersche unterstrichen (S. 357).

Der Verfasser versteht es ausgezeichnet, die durch die Aufklärung verursachten Änderungen des Jansenismus und die für Österreich typischen Formen überzeugend im großen Rahmen darzustellen. Der Aufbau ist mustergültig. Vielleicht hätte die Zusammenfassung (S. 357—405), die natürlich Wiederholungen bringt, etwas straffer sein können. Sie ermöglicht aber dem an Details weniger interessierten Forscher eine verläßliche und genaue Information über die Ergebnisse. Außerdem enthält auch dieser Teil wichtige neue Aussagen, etwa über den strittigen Begriff des Josephinismus, mit dem vernünftigen Vorschlag, ihn auf Wesen und Formen der Regierungszeit Josephs II. einzuschränken und für die jetzt gebräuchlichste Auslegung „Österreichische Kirchenreform" zu verwenden (S. 377 f.). Hier sei auch auf das Schema S. 387 hingewiesen, das die Einwirkung der Aufklärung auf Reformkatholizismus und Staatskirchentum besser verdeutlicht. Ein Anhang mit einer Liste der in Österreich — und natürlich auch in Salzburg — gedruckten jansenistischen Werke und ein imposantes Quellen- und Literaturverzeichnis schließen den gehaltvollen Band ab. Da ein Sachregister fehlt, wäre für den Leser ein detaillierteres Inhaltsverzeichnis von großem Nutzen. Dem bescheidenen Vermerk bei der Inhaltsangabe am Umschlag, daß hier versucht werde, eine erste vorläufige Gesamtdarstellung zu bieten, kann sich der Rezensent nicht anschließen. Es handelt sich mit Sicherheit um ein noch lange gültiges Standardwerk, das unsere Kenntnis zum erstenmal auf eine sichere Basis stellt.

Hans Wagner

Ein Leben im alten Gastein. Nach Aufzeichnungen von Wilhelm Winkler (1831—1898), hrsg. von *Marie Alpach*. Berglandbuch, Salzburg 1976. 120 S., 9 Abb.

Es klingt wie ein Märchen, dieses Tagebuch eines Schullehrers im Gastein des vorigen Jahrhunderts. Der Jahres- und Lebenskreislauf wird den heute Jungen ein ungläubiges Kopfschütteln abverlangen. Darin liegt der Wert des Büchleins, daß die Lebensumstände einer einfachen, aber zielstrebigen Familie mit schlichten Worten geschildert werden. Der in die Salzburger und Gasteiner Geschichte Eingeweihte wird manches Vertraute mit Schmunzeln lesen, Ortsfremde aber werden mit den vielen Namen Schwierigkeiten haben, denen ein erklärender Anmerkungsapparat hätte beigegeben werden müssen. Schließlich sind auch historisch interessante Details wie die Ereignisse des Revolutionsjahres 1848 in der Stadt Salzburg aufgezeichnet, leider fehlen die Hinweise auf die heutigen Straßen- und Gassenbenennungen, die Häuser hätten unschwer identifiziert werden können. Als vergnügliches, besinnliches und ansprechend illustriertes Büchlein wird es sicher seinen Leserkreis finden.

Friederike Zaisberger

Josef Brettenthaler, Salzburger Altstadtgeschichten. Verlag Alfred Winter, 2. Aufl., Salzburg 1976. 98 S., 12 Abb.

Daß geschichtliche und zeitgeschichtliche Zusammenhänge nicht immer und ausschließlich von intellektueller Wissenschaftlichkeit aufgehellt werden müssen, beweist

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

das kleine Büchlein Josef Brettenthalers über seine Kindheits- und Jugendjahre nach dem Ersten Weltkrieg in der Salzburger Innenstadt. Es ist nicht die große Weltgeschichte, die uns hier entgegentritt, sondern die Schilderung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der damaligen Zeit unter dem Eindruck des Zusammenbruchs der Österreichisch-Ungarischen Monarchie.

Mit etwas melancholischen, zumindest aber immer emotionalen Formulierungen, die überaus amüsant zu lesen sind, führt uns Brettenthaler das Viertel um den Waagplatz aus der Sicht der Bubenromantik vor Augen, wobei man vielfach Einblick in die Wohn- und Arbeitsbedingungen der Erwachsenen gewinnt. Interessant sind auch die Schilderungen der Verkehrsverhältnisse, der unverbauten Umgebung Salzburgs, die heute vielfach von der Stadt vereinnahmt wurde, markanter Lehrergestalten, an die sich die Älteren noch erinnern werden, aber auch der Sonderlinge wie etwa des „Latschenrüapl". Daneben gibt es Ausblicke auf längst verschwundene Gegebenheiten — die Gaisberg-Zahnradbahn — und auf damals revolutionäre Neuerungen — die ersten Lichtspieltheater. Ein vielleicht nicht ganz in den Zusammenhang passender Exkurs des Autors gilt den Bergputzern der Stadtberge. Reizvoll sind jedenfalls die Abbildungen, die das oft fast anekdotenhaft Gesagte sehr gut illustrieren.

Mag auch der Fachhistoriker in seinem Streben nach belegbarer Objektivität über Publikationen dieser Art manchmal lächeln, für den Salzburger werden die Notizen Brettenthalers von Wert bleiben. Reinhard R. Heinisch

Ludger Rape, Die österreichischen Heimwehren und die bayerische Rechte 1920—1932. Europaverlag, Wien 1977 (Veröffentlichung des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Geschichte der Arbeiterbewegung).

Diese am Wiener Institut für Zeitgeschichte fertiggestellte Dissertation zeigt alle Vor- und Nachteile der Jedlicka-Schule; das Aufarbeiten neuer wichtiger Quellenbestände, exaktes handwerkliches Können, das Durchleuchten von Hintergründen und somit das Erbringen tatsächlich neuer Ergebnisse, aber auch: das Fehlen von systematischen Überlegungen und Einordnungen, kurz: das berühmt-berüchtigte Theoriendefizit.

In der folgenden Rezension soll nur auf die Salzburg betreffenden Teile des Buches eingegangen werden. Salzburg spielte als Verbindungsstelle eine wichtige Rolle; das war bisher bereits bekannt. Rape gelingt es jedoch, aus den reichen Beständen der österreichischen, der deutschen, speziell der bayerischen Archive die *Art* der Beziehungen der Salzburger Heimatwehr zur Orgesch und Orka im Detail zu rekonstruieren und so auch einen politisch wichtigen und interessanten Bereich der Salzburger Zeitgeschichte aufzuhellen.

Die bayerischen Einwohnerwehren entstanden zunächst auch mit Unterstützung der Sozialdemokraten; die Stoßrichtung ging gegen die Räterepublik. Erst später geriet auch die Sozialdemokratie in den allgemeinen Bolschewismusverdacht, und die Einwohnerwehren sahen auch in ihr eine Bedrohung des traditionellen Obrigkeitsstaates. Ähnlich verlief die Entwicklung in Salzburg: auch hier geschah die Bewaffnung der Bevölkerung mit stiller Zustimmung der Sozialdemokraten. Als Motiv wirkten die Angst vor Plünderungen ebenso wie die Angst vor der Räterepublik. Rape gelingt es jedoch nicht, die Salzburger Sonderentwicklung exakt zu analysieren. So richtig für Gesamtösterreich die generelle Feststellung ist, daß die Volkswehr bzw. das Bundesheer fest in der Hand der „Roten" war, so zweifelhaft ist diese Feststellung für die Salzburger Volkswehr (und zwar trotz der Aktivitäten von Josef Witternigg). Das merkwürdige am Fall Salzburg war nämlich, daß führende Männer der Volkswehr, Hans Prodinger und Leutnant Itzinger, sich kurze Zeit später als Drahtzieher der Heimatwehr entpuppten. Die politische Ausrichtung der Salzburger Volkswehr gibt so einige Rätsel auf und sie ist keineswegs so unproblematisch in das Konzept Volkswehr ist gleich links einzuordnen.

Am 28. Februar 1920 kam der bayerische Obergeometer Rudolf Kanzler selbst

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

nach Salzburg, um erste Verhandlungen zu führen. Von Salzburger Seite nahmen der genannte Leutnant Itzinger, der ehemalige christlichsoziale Landesrat Schernthaner und der katholische Bauernbündler Hauthaler an der Besprechung teil. Weitere Unterredungen folgten. Bald kamen Waffen, Geld und militärische Führer aus Bayern nach Salzburg. Auch ein geheimer Kurierdienst wurde eingerichtet. Die Fäden reichten bis in die Landesregierung. Nach den Ergebnissen meiner eigenen Forschungen überzeichnet der Autor jedoch, wenn er allgemein behauptet, daß die Konspiration mit der politischen Führungsspitze des Landes abgesprochen war (S. 118). Aus den Salzburger Quellen erscheint es zweifelhaft, daß Landeshauptmann Meyer und Landeshauptmann-Stellvertreter Rehrl darin verwickelt waren. Beide waren gewiß informiert, hielten sich aber — vielleicht auch nur aus taktischen Gründen — im wesentlichen heraus. (Ganz anders als die Tiroler Landesregierung beispielsweise.) Die christlichsoziale Landespartei hingegen keineswegs. Das charakteristische der ersten Aufbauphase der Salzburger Heimatwehr war gerade, daß alle nichtsozialistischen Parteien daran beteiligt waren: Christlichsoziale wie Großdeutsche, der Freiheitliche Bauernbund wie die Nationalsozialisten. Die Heimatwehr sollte im Gewande einer überparteilichen Massenbewegung erscheinen.

Mit den Salzburger Namen hat Rape so seine Schwierigkeiten. Vermutlich, weil sie auch in seinen Quellen falsch geschrieben wurden. Hier ist für den Leser Vorsicht geboten. Aus Johann Lackner wird Lakner, der übrigens zu diesem Zeitpunkt nicht Landtagspräsident war (S. 65). Einen Abgeordneten Labner gibt es im Landtag nicht (S. 119). Der Abgeordnete Ober war kein Nationalsozialist (S. 126). Auch war der Abgeordnete Christoph nicht Christlichsozialer, sondern Deutsch-Freiheitlicher (S. 127). St. Anton heißt in Wirklichkeit St. Johann (S. 131) und Biermoos, so feucht die Gegend auch ist, noch immer Bürmoos (S. 136). Ernst Hanisch

Othmar Tuider, Die Wehrkreise XVII und XVIII 1938—1945. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1975 (Militärhistorische Schriftenreihe 30).

Diese Broschüre ist nicht nur für Militärspezialisten von Interesse, sondern auch für die allgemeine Landesgeschichte, zumal da für die Zeit von 1938 bis 1945 in Salzburg nicht allzuviele Quellen vorhanden sind. Dafür können die reichen, vor allem auch die ökonomische Entwicklung berücksichtigenden Akten des Wehrkreiskommandos XVIII einen gewissen Ersatz bieten.

Mit 1. April 1938 nahm das Generalkommando XVIII seine Tätigkeit in Salzburg auf. Zu seinem Bereich gehörte Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol und Vorarlberg. Aufgabe des Wehrkreiskommandos war es, „den personellen und den materiellen Ersatz im weitesten Sinn, also Rekrutierung, Ausbildung und Aufstellung von Stäben und Einheiten sowie den gesamten Materialnachschub, sicherzustellen und durchzuführen" (S. 2). Als erster Befehlshaber wurde ein ehemaliger k. u. k. Offizier, General Eugen Beyer, eingesetzt.

Hier stellt sich nun die Frage — die der Autor leider nicht diskutiert —, warum Salzburg, nächst Wien, im Militärbereich eine so zentrale Rolle spielte? Vermutlich waren geographische (Nähe zu München) und verkehrstechnische Gründe (Autobahn) entscheidend. Die Entscheidung für Salzburg als Sitz des Wehrkreiskommandos brachte aber noch ein weiteres Ergebnis: alle Indizien sprechen dafür, daß der eigenständige Gau Salzburg, als kleinster Gau des Reiches, u. a. nur deswegen gerettet und die Tiroler Ambitionen abgewehrt werden konnten, weil die Partei ein Gegengewicht zu den Wehrmachtsdienststellen für notwendig hielt.

Tuider weist mit Recht auf die wichtige Funktion der Wehrwirtschaftsinspektionen hin. Ihre Aufgabe bestand darin, die österreichische Wirtschaft für den Krieg vorzubereiten und auszubeuten (in der Broschüre etwas verschämt als „Wehraufgabe" bezeichnet).

In den letzten Jahren des Krieges fiel dann auch die „Partisanenbekämpfung" in Südkärnten und in der Südsteiermark in den Aufgabenbereich des Salzburger Wehrkreises — mit all den fürchterlichen Folgen. Ernst Hanisch

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Ilse Lackerbauer, Das Kriegsende in der Stadt Salzburg im Mai 1945. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1977 (Militärhistorische Schriftenreihe 35).

Seitdem es eine wissenschaftliche Geschichtsschreibung gibt, gehört es zu ihrer Aufgabe, Legenden und Mystifikationen zu zerstören. Solche Mystifikationen bildeten sich auch in der jüngsten Vergangenheit. Eine unterwirft *Ilse Lackerbauer* in ihrer Salzburger Dissertation — von der hier ein Teilabdruck vorliegt — einem kritischen Diskurs. Sie hat mühsame Recherchen gemacht, zahlreiche Interviews durchgeführt und auch sehr entlegene Dokumente aufgestöbert. Im wesentlichen geht es um zwei Fragen: Welche Personen haben die Stadt Salzburg im Frühjahr 1945 vor der Zerstörung bewahrt? Bestanden überhaupt akute Gefahren für die Stadt?

Die Autorin setzt notwendigerweise breit an; sie skizziert die strategischen Ziele der US-Armee, analysiert die komplizierten Befehlsverhältnisse in den letzten Tagen des Dritten Reiches, speziell in Salzburg. Der herrschende „Befehlswirrwarr" bezog sich auf drei Personen: auf den Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Gustav Adolf Scheel, auf den Wehrkreisbefehlshaber General Julius Ringel (ganz zuletzt durch General Kurt Versock ersetzt), auf den Kampfkommandanten Oberst Hans Lepperdinger, der dann in die Schlüsselposition einrückte. Bisher war die Öffentlichkeit der Meinung, daß Oberst Lepperdinger die Stadt „gerettet" habe. *Lackerbauer* stellt diese These in Frage und versucht mit einer Fülle von Material nachzuweisen, daß sowohl Scheel als auch Ringel von der Sinnlosigkeit, Salzburg zu verteidigen, überzeugt waren, es aber nicht offen zeigen durften. Erst im letzten Augenblick beauftragte Scheel den Kampfkommandanten, die Stadt kampflos den Amerikanern zu übergeben; kurz, Lackerbauers Gegenthese zielt auf eine Rehabilitierung von Gauleiter Scheel. Die methodischen Probleme beginnen bei der Interpretation einer Überzeugung, die man nicht zeigen darf. Hier kann ich der Autorin allerdings nicht immer folgen. Mir scheint, daß man die Einstellung Gauleiter Scheels auch aus der Zeit vorher mitberücksichtigen und analysieren müßte, um diese Interpretation besser abzusichern. Für besonders zweifelhaft halte ich jedoch den Satz: „Um die Stadt nicht durch ihre Anwesenheit zu gefährden, wollten sich Scheel und Ringel in den Abendstunden (des 3. Mai 1945 E. H.) ebenfalls in die ‚Alpenfestung' absetzen" (S. 26) . . .?

Die Auffassung der Autorin, die sie so zusammenfaßt: „Die Voraussetzungen für eine kampflose Übergabe sind hauptsächlich von der höchsten Salzburger Partei- und Wehrmachtführung geschaffen worden; sie Lepperdinger allein zuzuschreiben ist unrichtig" (S. 27). Diese Gegenthese scheint mir wissenschaftlich plausibel, aber keineswegs in allen Konsequenzen zwingend. Ernst Hanisch

Ernst Hintermaier, „Missa Salisburgensis". Neue Erkenntnisse über Entstehung, Autor und Zweckbestimmung, Musicologia Austriaca 1, 1977, S. 154—196.

Dem Verfasser ist eine für die Salzburger Kultur- und Musikgeschichte bedeutende Entdeckung gelungen. Die bisher dem Römer Orazio Benevoli zugeschriebene und angeblich bei der Domweihe 1628 aufgeführte „Missa Salisburgensis", deren im Museum C. A. befindliche Handschrift 1969 im Pustet-Verlag als Faksimile erschienen ist und von der es die Schallplatte einer Aufführung im Dom 1974 gibt, wurde mit großer Wahrscheinlichkeit von Heinrich Ignaz Biber, seit 1684 Hofkapellmeister, geschrieben und 1682 bei der elften Säkularfeier Salzburgs im Dom aufgeführt. Die Partitur wurde bisher — ebenso wie eine inzwischen in der Bibliothèque Royale in Brüssel aufgefundene, in Schrift und Anlage fast identische „Messa" — als Autograph Benevolis angesehen. Hintermaier kann nun nachweisen, daß es sich nach den Wasserzeichen der Papiermühle Lengfelden um Handschriften handelt, die keinesfalls vor 1666 und 1696 entstanden sein können. Sie wurden außerdem von einem Salzburger Kopisten aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, der auch sonst nachweisbar ist, geschrieben. Die Angaben über Benevoli stammen beide erst aus dem 19. Jahrhundert. Die Vermutung, daß ein heute verlorener Umschlag mit den auch bei anderen Kompositionen Bibers nachweisbaren

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Initialen H. B. versehen war, der fälschlich mit H(oratius) B(enevolus) aufgelöst wurde, klingt recht plausibel. Der Name Benevolis wird außerdem in keiner der zahlreichen Beschreibungen des Domfests von 1628 genannt, es ist nur von einer zwölfchörigen Messe die Rede, die wahrscheinlich vom damaligen Hofkapellmeister Steffano Bernardi stammt, wie das schon die Historia Salisburgensis Metzgers 1692 anführt. Die „Missa Salisburgensis" ist hingegen für fünf Chöre und zwei „Loci" geschrieben. Auf die weiteren zahlreichen stilkritischen und musikhistorischen Argumente Hintermaiers kann hier nicht näher eingegangen werden. Hervorzuheben ist, daß die sehr gründliche, mit zahlreichen Abbildungen von Handschriften und Notenbeispielen versehene Untersuchung kaum zu widerlegen sein wird, da die Argumente für sich sprechen. Übertriebener Eifer hat im 19. Jahrhundert versucht, ein an sich sehr wertvolles Salisburgense in seiner Bedeutung noch zu erhöhen und vorzudatieren. Damit folgte man einer in Salzburg auch sonst nicht unbekannten Tradition. Dazu kam noch die Verwechslung der Initialen und die damals noch geringe Vertrautheit mit dem Werk Bibers. Freuen wir uns, daß ein so wertvolles Dokument nun richtig einem ebenfalls bedeutenden Komponisten und einem wichtigen Ereignis der Salzburger Musik- und Kulturgeschichte zugeordnet werden kann. Da der Verfasser den Aufsatz als „ersten Versuch" bezeichnet (S. 195), ist anzunehmen, daß von ihm darüber noch eingehendere Forschungen zu erwarten sind.

Hans Wagner

Cesar Bresgen, Passionslied in Salzburg. Dokumentation mit Text und Notenteil „Großgmainer Passionssingen", Herausgeber: Salzburger Volksliedwerk. Verlag Alfred Winter, Salzburg 1975. 103 S., 14 Abb., 24 Liederspiele mit Noten.

Sieht man vom Leiden-Christi-Singen in Großarl ab, so ist die Salzburger Volksliedlandschaft seit Vinzenz Maria Süß als Verbreitungsschwerpunkt von Weihnachts-, Krippen- und Hirtenliedern bekannt. Aussagen über Passionslieder und ihre Weisen waren kaum möglich, da den in der Bibliothek des Salzburger Museums erliegenden Passionsspielhandschriften Notenbeigaben durchwegs fehlen. Man ist daher dankbar, daß es der Salzburger Musikforscher und Komponist Cesar Bresgen nunmehr unternommen hat, den musikalischen Gehalt der Passionsspiele durch Heranziehung alter und neuer Liedquellen aufzuhellen. Ausgehend vom Großarler Gründonnerstag- und Karfreitaglied benützt er hiezu die in der Pinzgauer Volksliedsammlung des Franz Lackner enthaltenen Passions- und Marienlieder und vergleicht sie mit einem Kreuzweglied aus der Volkslied-Nachlese von Süß, den Fastenliedern aus Hallein und mit den von Karl Horak erst jüngst aufgefundenen Unkener Totenwachtliedern. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht aber ein Passionslied aus Lofer, das „Loverleed", das zu Ende des 16. Jahrhunderts auf abenteuerlichem Weg nach Holstein gelangte und dort auf dem Vogthof Schüttenbarg in seiner ursprünglichen Fassung bis in die Gegenwart überliefert wurde. Mit der einem Fernsehzufall zu verdankenden Entdeckung dieses Liedes, als dessen Kern die Ostersequenz des Burgunders Wipo aus dem 11. Jahrhundert angesehen werden kann, vermag Bresgen nachzuweisen, daß es die von Karl Adrian und Leopold Schmidt (Geistliches Volksschauspiel in Salzburg, 1936) als Vorstufe des „Pinzgauer Passionsspieles" vermutete, aber verschollen geglaubte „Loferer Passion" wirklich gegeben hat. Da der unter merkwürdigen Umständen von 1593 bis 1598 in Lofer festgehaltene holsteinische Vogt Claas Adolph Schütt das von ihm erlebte Passionsspiel, aus dem er das „Loverleed" in seine Heimat mitnahm, genau beschrieben hat — die auf 7 Spielstätten aufgeteilten stummen Szenen wurden vom zuschauenden Volk mit Gesängen begleitet und im Reigen umschritten —, ergeben sich aus Bresgens Entdeckung auch wertvolle Hinweise auf die Aufführungspraxis der Passionsspiele, die theaterwissenschaftlich von erheblicher Bedeutung sind.

Den zweiten Abschnitt der musikhistorisch und volkskundlich gleich verdienstvollen und vom rührigen Verlag Alfred Winter sorgfältig betreuten Veröffentlichung bildet das „Großgmainer Passionssingen", das Cesar Bresgen unter Verwendung der von ihm entdeckten Passionslieder und eines von dem Mundartdichter August

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Rettenbacher stammenden Textes gestaltet und in Zusammenarbeit mit Harald Dengg 1970 in der Pfarrkirche Großgmain erstmals aufgeführt hat.

Kurt Conrad

Bodo Uhl, Die Salzburger Bestände im Bayerischen Hauptstaatsarchiv. Wege nach Bayern, Zusammenführung und Neuordnung, Mitteilungen für die Archivpflege in Bayern, 23. Jg., München 1977, S. 7—49.

Der Verfasser hat sich der großen Mühe unterzogen, die nach Bayern gelangten Archivalien des ehemaligen Erzstiftes Salzburg zusammenzuführen und neu zu inventarisieren. Der spannend zu lesende Bericht darüber bringt uns die wechselvolle Geschichte Salzburgs in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts vor Augen. Erstmals werden die handelnden Personen auf den unteren Ebenen vorgestellt, die für die Trennung der Archivalien nach dem Pertinenz- und Territorialprinzip verantwortlich zeichneten. Bekannte Männer wie Koch-Sternfeld und der Bayer Ritter von Lang, dessen Memoiren das Leben eines Archivars anschaulich schildern, waren beauftragt worden. Hand in Hand ging eine Aufnahme der Archivalien in den Klöstern St. Peter, Nonnberg, im aufgehobenen Bistum Chiemsee und im ehemaligen Kloster Ranshofen. Als 1816 Salzburg an Österreich abgetreten werden mußte, kamen die Akten der bayerischen Verwaltungszeit nach Burghausen und von dort 1817 nach München (58 Kisten!). Die Hofkammerakten der Pfleggerichte, die nun in Bayern lagen, wurden in der Folge von Matthias Steer aufgenommen und 1831 in 14 Kisten auf die Burg Trausnitz in Landshut gebracht. 1936 kam der Bestand von 25.192 Akten und 168 Protokollen ins ehemalige Kreisarchiv München. Seit 1975 befindet sich dieser Bestand — nun neu geordnet — im Bayerischen Hauptstaatsarchiv. In mit Akribie durchgeführter Kleinarbeit wurden die Bestände, soweit wie möglich, parallel zu denen, die im Salzburger Landesarchiv aufbewahrt werden, rekonstruiert: die zentralen Archive des Hochstifts, die sich zum Teil bis 1806/7 fortsetzen (Hofkammer, Konsistorium), der Zeit des Kurfürstentums und der 1. österreichischen Regierung sowie der französischen Verwaltung 1809. Der landesfürstlichen Verwaltung sind die Archivalien des Domkapitels und der Landschaft gegenüberzustellen. Alle diese Bestände befinden sich nun im Hauptstaatsarchiv, während die Akten und Pläne der bayerischen Zeit Salzburgs im Staatsarchiv München aufbewahrt werden.

Der vorliegende Artikel ist eine hervorragende Ergänzung zu der Arbeit von Andreas Mudrich über das Salzburger Archivwesen (1915) und wird vor allem auch durch die umfassende Literaturzusammenstellung im Anmerkungsapparat für jeden Interessierten unentbehrlich werden. Zum Abschluß bietet der Verfasser einen prägnanten Überblick über die Verwaltungsorganisation Salzburgs in der Zeit um 1800, zu der während des Kurfürstentums auch passauische Behörden zählten. Zu tun bleibt noch eine Durchsicht der Plansammlungen der beiden genannten Archive für die Zeit nach 1650, wobei die Bearbeiter vor dieselben Probleme gestellt werden wie die Salzburger Archivare. Ein Großteil der Pläne befindet sich nach wie vor bei den dazugehörenden Akten und kann erst allmählich inventarisiert werden. Hier wird es noch manche für die Salzburger Geschichte (einschließlich des Rupertiwinkels) bedeutende Entdeckung geben. Es bleibt das Verdienst des Verfassers, den umfangreichen Bestand Salzburger Archivgutes in München für die Forschung erschlossen und den Benützern zugänglich gemacht zu haben.

Friederike Zaisberger

Irmtraud Koller-Neumann, Die Gegenreformation in Villach. Neues aus Alt-Villach, Museum der Stadt Villach, 13. Jahrbuch 1976, 222 S., davon 6 Abb.

Diese Arbeit verdient mehr als eine bloße Anzeige mit Erwähnungen der Salzburger Bezüge, weil Untersuchungen über den Verlauf und die Wirkungen der Gegenreformation bisher im Gegensatz zur Reformation selten sind. Nur Detailforschungen können unsere Kenntnisse in diesem für die österreichische Geschichte wichtigen Bereich vermehren. Die Handelsstadt Villach, die für Salzburg von großer

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Bedeutung war, bietet hier ein ausgezeichnetes Objekt. Der Verlust das Stadtarchivs hat die Heranziehung vieler auswärtiger Archive und Sammlungen nötig gemacht, die weit über den Rahmen des bei einer Dissertation üblichen — mit dieser Arbeit hat die Verfasserin 1974 in Innsbruck promoviert — hinausgeht. Ein kurzer Abriß der Stadtgeschichte und eine Schilderung des Verlaufs der Reformation leiten zum eigentlichen Thema über. Die Reformation hat in Villach wie in allen Handelsstädten früh eingesetzt, schon 1526 wurde die Stadtpfarrkirche der Bürgerschaft vom steirischen Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein übergeben. Günstig wirkten sich zunächst die entfernte bambergische Herrschaft, die vor allem an den Einkünften interessiert war, und die relative Absenz des Patriarchats Aquileia im Archidiakonat Oberkärnten aus. Die große Bedeutung des scharfen Vorgehens der Kärntner Stände gegen die Flacianer wird richtig gesehen (S. 22 ff.). Sie konnten sich in Villach auf die ärmeren Schichten und vor allem auf die Bauern in Oberkärnten stützen, die den „leidenden Gehorsam" des lutherischen ständischen Adels ablehnten. Interessant ist die Vermutung, daß darauf auch der Kryptoprotestantismus in Oberkärnten zum Teil zurückgehen könnte (S. 24).

Die wittelsbachische Heirat Erzherzog Karls, die Berufung der Jesuiten nach Graz und die Errichtung einer eigenen Nuntiatur — von den Protestanten als „des Teufels Botschaft aus Rom" bezeichnet — ließen schon damals die künftigen Kämpfe erkennen. Die Nuntien waren vor allem wegen der Möglichkeit, daß von Villach aus die Häresie nach Italien eindringen könne, besorgt. Bamberg, Salzburg und Aquileia wurden zu schärferem Vorgehen aufgefordert. 1593 visitierte Patriarch Francesco Barbaro Oberkärnten, wobei er das Bamberger Gebiet als „am meisten verpestet und befleckt" bezeichnet hat. Da die Kärntner Stände die Villacher unterstützten, wurde die Situation für die Evangelischen erst 1595 gefährlich, als Erzherzog Ferdinand die Herrschaft antrat und im tüchtigen Bamberger Vizedom Johann Georg von Stadion einen Helfer fand. Der Streit um die Pfarrkirche dauerte von 1594 bis 1600, mit der Entwendung der Schlüssel und wiederholtem gewaltsamem Aufbrechen der Türen, wie wir das auch in den oberösterreichischen Städten finden. Die Reise des Vertreters der Stände Karl Ungnad nach Prag zum Kaiserhof brachte nichts als eineinhalb Jahre nutzlosen Aufenthalts. Eine letzte Hoffnung tauchte mit der Wahl Johann Philipps von Gebsattel, der in Rom suspekt war, zum Bischof von Bamberg und durch den Zwist der wenigen aktiven katholischen Geistlichen, des Propstes Emmerich Molitor von Arnoldstein und des Archidiakons von Oberkärnten, Andreas Tandler, auf, dessen Korrespondenz mit Udine eine wertvolle Quelle darstellt. Die endgültige Wende brachte dann die Ankunft der Religionsreformationskommission unter Bischof Martin Brenner von Seckau im Oktober 1600. Wie früher in der Steiermark hat sich auch in Kärnten kein ernsthafter Widerstand erhoben, selbst die bis dahin so widerstrebenden Villacher Bürger verhielten sich ruhig, da die Kommission mit 300 Büchsenschützen gesichert war. Die evangelischen Bücher wurden verbrannt, die Bürger leisteten den Bamberger Beamten den Religionseid.

Was nun folgte, war nur mehr ein Nachspiel, es blieb bei passiver Resistenz und dem Versuch, im geheimen weiterzuwirken. Das wurde zunächst durch die Schwierigkeiten erleichtert, die man mit der Einsetzung tüchtiger katholischer Geistlicher durch den Priestermangel hatte. Zunächst wurden ihnen Trunksucht und Konkubinat wohl mit Recht vorgeworfen. Erst der dritte katholische Pfarrer von Villach, Johann Andreas Napokhoi (1613—1632), erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen. Gelegentliche Jesuitenmissionen — eine endgültige Ansiedlung gelang trotz vieler Pläne nicht — und vor allem die 1627 berufenen Kapuziner arbeiteten mit Erfolg, während das Minoritenkloster, das als einziges die Reformation in Villach überstanden hatte, ohne Wirkung blieb. Auch das evangelische Schulwesen wird besprochen, zu dem es leider kaum Quellen gibt, ebenso die bürgerliche und dann 1628 die adelige Emigration. Hier ermöglichen es die Vorarbeiten von Paul Dedic, der 90 Namen von Villacher Exulanten feststellen konnte, über die wenigen, die in den Akten genannt werden, hinaus doch eine größere Zahl derer anzunehmen,

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

die ihrem Glauben die Heimat opferten. Die Verfasserin bemüht sich um Objektivität, wenn auch ihre Sympathien, wie leicht erklärlich, den Verfolgten gehören. Wichtig ist der durch Quellenvergleich erbrachte Nachweis, daß die 1606 erschienene katholische Darstellung des Propstes Jakob Rosolenz von Stainz zuverlässig ist. Die Bedeutung Villachs in der Reformationsgeschichte wird wohl etwas überschätzt, vor allem die Dauer des Widerstandes, da die dazu angeführten Quellen doch dürftig und schwer von bloßen stereotypen Verleumdungen zu unterscheiden sind. Das kann aber den Wert der exemplarischen Arbeit, der durch Funde in Rom, Udine und Hamburg — hier handelt es sich um den handschriftlichen Nachlaß des Pastors Ernst Raupach — vermehrt wurde, nicht mindern. Ähnliche Untersuchungen wären für die auswärtigen Besitzungen des Erzstifts Salzburg, aber auch für die Salzburger Städte selbst von großer Wichtigkeit, wenn es sich dabei auch nicht um solche Zentren der Evangelischen gehandelt hat. Hans Wagner

Michael Arneth, Das Ringen um Geist und Form der Priesterbildung im Säkularklerus des 17. Jahrhunderts. Schriften zur Religionspädagogik und Kerygmatik, hrsg. von *Theoderich Kampmann,* Band VII., Echter Verlag, Würzburg 1970. 455 S.

Verhältnismäßig wenig bekannt ist die Gestalt des Priesters Bartholomäus Holzhauser, der im 17. Jahrhundert auch in der Erzdiözese Salzburg gewirkt hat. Durch seine Gründung einer Weltpriestergemeinschaft hat er aber wichtige Impulse für die Erneuerung der katholischen Kirche im 17. Jahrhundert und darüber hinaus für das 18. Jahrhundert gegeben. Zwar ist sein Werk zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch unglückliche Umstände untergegangen, seine Persönlichkeit und das von ihm gegründete Priesterinstitut der Bartholomäer haben aber seither bereits mehrere Forscher angeregt, sich mit seinen Gedanken und seiner Person zu beschäftigen; so konnte auch eine Münchner Habilitationsschrift des Jahres 1964/65 über das Thema „Priesterbildung im 17. Jahrhundert", verfaßt von *Michael Arneth,* an seiner Person nicht vorbeigehen; Bartholomäus Holzhauser, der aus der Kirchengeschichte Salzburgs nicht wegzudenken ist, wurde hiebei relativ breiter Raum gewidmet.

Als eine der wichtigsten Reformen des Trienter Konzils gilt die Einführung der tridentinischen Seminare. Bis dahin hatten keine festen Institutionen für die theologische und spirituelle Ausbildung der künftigen Seelsorgepriester bestanden. Die Seminare sollten nun grundsätzlich die Möglichkeit bieten, einen Klerus auf höherem Niveau als vorher heranzubilden. Das Seminardekret stellt somit einen Angelpunkt der Trienter Reform dar; die Erneuerung der Kirche nach der Reformation ist ohne dieses Seminardekret nicht denkbar. Dennoch darf seine Bedeutung nicht überschätzt werden, denn es wurde zwar den Bischöfen zur Pflicht gemacht, ein Seminar zu errichten, nicht aber entstand eine Verpflichtung für die zukünftigen Seelsorgspriester, auch tatsächlich ein Seminar zu besuchen. Noch lange nach dem Trienter Konzil fehlten zum Teil Seminare (z. B. in Passau errichtet erst 1638, im Freising gar erst 1668), zum Teil gab es immer noch lange nach dem Konzil Priester mit äußerst mangelhafter Bildung. So mußte 1643 Bartholomäus Holzhauser einen Geistlichen nach 28jähriger Seelsorgstätigkeit aus Waidring in das Augustiner-Chorherrenstift Gars zurückschicken, weil dieser kein Wort Latein verstand und kaum eine theologische Bildung besaß. Es bestand also auch nach dem Trienter Seminardekret eine Lücke in der Priesterbildung. Hier war der Ansatzpunkt für das Entstehen verschiedener Weltpriestergemeinschaften, die einen wesentlichen Beitrag zu einer verbesserten Priesterbildung geleistet haben und die in der vorliegenden Arbeit eindringlich vor Augen gestellt werden.

Da diese Priestergemeinschaften bei uns relativ unbekannt sind, stößt die Arbeit in einen wenig bekannten Bereich vor. Das liegt daran, daß diese Gemeinschaften meist in Frankreich entstanden (Oratorianer, Lazaristen, Sulpizianer), wo sie sich der Förderung durch die Bischöfe erfreuten, während die einzige dieser Weltpriestergemeinschaften, deren Gründung vom deutschen Sprachgebiet ausging, die des Bartholomäus Holzhauser (1613—1658), im wesentlichen eher mit Widerstand als mit Förderung zu rechnen hatte. Da die Gründung dieser sogenannten Bartholomäer

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

(Bartholomiten) vom ehemals salzburgischen Tittmoning ausging und Holzhauser sein Reformwerk in St. Johann in Tirol, damals Diözese Chiemsee, fortsetzte, berührt die Darstellung seines Wirkens die engere Geschichte Salzburgs. Der Verfasser hat eingehende Archivstudien betrieben; eine Besonderheit seiner Arbeit ist, daß zahlreiches wertvolles Material vor allem in den Fußnoten verborgen ist (der Text der Anmerkungen umfaßt nicht weniger als 128 Seiten; leider befinden sich die Anmerkungen nicht auf derselben Seite wie der Text, sondern am Schluß der Darstellung). Zwar existieren über Holzhauser und sein Institut schon etliche wissenschaftliche Darstellungen, durch das in den Anmerkungen beigebrachte Material geht aber die Darstellung Arneths wesentlich über das bisher Bekannte hinaus. Es erweist sich in bezug auf Holzhausers Institut, daß dieses für Salzburg eine beachtliche Bedeutung gewann, da die Bartholomäer auch hier ein eigenes Seminar unterhalten haben (um 1645—1649 und von 1686—1783). Noch zum Teil zu Lebzeiten Holzhausers konnten die Bartholomäer bereits in anderen Diözesen, wie z. B. in Freising, Regensburg, Eichstätt, Augsburg, Konstanz und Chur, aber auch außerhalb Deutschlands Fuß fassen und in Seminaren Einfluß auf die Formung des Klerus nehmen. Von welcher Brisanz Holzhauers Thesen waren, zeigt ein in einer Anmerkung verstecktes köstliches Detail. Danach sollen im Jahre 1944 Geheime Staatspolizisten in St. Johann in Tirol, der ehemaligen Wirkungsstätte des (1658 verstorbenen) Holzhauser, erschienen sein, um diesen wegen seiner Thesen zu verhaften(!) (S. 380, Anm. 14.)

Die Darstellung der bei uns kaum vertretenen französischen Weltpriestergemeinschaften (Oratorianer, Lazaristen, Sulpizianer) bietet zugleich eine hervorragende Vergleichsmöglichkeit der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland und Frankreich. Der Wert des wegen seines Umfanges nicht leicht lesbaren Buches liegt in der Darstellung einer weniger bekannten Erscheinungsform des kirchlichen Lebens. *Arneths* Arbeit stellt das von Salzburg ausgegangene Reformwerk des Bartholomäus Holzhauser zum erstenmal in einen größeren Rahmen. Das Anfang des 19. Jahrhunderts erloschene Weltpriesterinstitut Holzhausers (Institutum clericorum saecularium in commune viventium, gegründet 1640 in Tittmoning) hat hier eine würdige wissenschaftliche Bearbeitung erfahren. Johann Sallaberger

Rudolf Lenz (Hrsg.), Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften. Böhlau Verlag, Köln-Wien. 757 S. (und Anhang).

Die Beschäftigung mit Leichenpredigten stand bisher fast ausschließlich unter dem genealogischen Gesichtspunkt, dabei lassen sie in einem erfreulich hohen Maße Rückschlüsse auf soziale Gegebenheiten der entsprechenden Jahrzehnte zu, die nicht vernachlässigt werden sollten.

Das bewies das „Erste Personalschriftensymposion 1974" an der Philipps-Universität Marburg, das in einer interdisziplinären Arbeitsweise Erschließung und Auswertung von Leichenpredigten aus dem 16. bis 20. Jahrhundert in Angriff nahm. Die Vorträge und sogar die gleichzeitige Ausstellung („Leben aus Leichenpredigten") liegen nun dokumentiert vor und bieten Materialien für folgende Sparten: neben der Theologie, Genealogie und Sprachwissenschaft Bereiche der Sozial-, Stadt- und Kulturgeschichte, der Kunst-, Musik- und Medizingeschichte sowie der Volkskunde.

Auch ein österreichischer Beitrag (von *Othmar Pickl,* Graz) läßt sich melden, der jedoch nur die habsburgischen Alpenländer — Salzburg somit nicht — berücksichtigt: Mit Ausnahme von Wien überwiegen dabei die evangelischen Predigten, woraus sich verschiedene Schlüsse auf die evangelischen Bewegungen ziehen lassen. Den Prädikanten standen auf katholischer Seite in erster Linie Angehörige des Jesuitenordens gegenüber. Während erstere überwiegend Adelige rühmten, galten die katholischen Predigten zu zwei Dritteln den Habsburgern. Eine der erwähnten vorliegenden (ausschließlich gedruckten) Trauerreden galt dem Salzburger Erzbischof Andreas Jakob von Dietrichstein (vom Benediktinerpater Dr. Benedikt Buecher, 1753 in Salzburg gehalten). Hans Spatzenegger

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Jakob Torsy, Die Eigenkalender des deutschen und niederländischen Sprachgebietes. Mit besonderer Berücksichtigung der Erzdiözese Köln. (Studien zur Kölner Kirchengeschichte, herausg. vom Historischen Archiv des Erzbistums Köln, 14. Bd.) Verlag Franz Schmitt OHG, Siegburg 1977. 198 S.

War die Verehrung und der liturgische Kult von Martyrern und Heiligen in Jahrhunderten stiller und steter Entfaltung zu jenen Formen herangereift, die wir, mit geringen Änderungen und Zusätzen aus neuerer Zeit, im Heiligenkalender des tridentinischen Missale und des Römischen Breviers vorfinden und bis vor kurzem auch noch begingen, so zeigt die durch das Zweite Vatikanische Konzil ausgelöste Reform dieses Kalenders unverkennbare Züge einer Revolution. Die Namen von 188 Martyrern und Heiligen wurden überhaupt gestrichen, die Gedenkfeiern von 79 auf ein anderes Datum verlegt, Maßnahmen, die weltweites Kopfschütteln hervorriefen und allgemein als der am wenigsten geglückte Teil der liturgischen Reform betrachtet werden. Wurde bis dahin der Heiligenkatalog des Missale und des Breviers durch einen Katalog von nur in einer bestimmten Diözese zu begehenden Heiligenfesten (Diözesanes Proprium) ergänzt, so sind jetzt, um die in einer bestimmten Ortskirche zu feiernden Feste und Gedenktage zu ermitteln, drei Listen zu konsultieren und in eine einzige zu verschmelzen: 1. der römische Generalkalender (Calendarium Romanum Generale) von 1969; 2. der jeweilige Regional- oder Nationalkalender mit den Adaptionen des Generalkalenders und den Eigenfesten für ein bestimmtes nationales Territorium oder Sprachgebiet — ein solcher wurde 1971 für das ganze deutsche Sprachgebiet approbiert und veröffentlicht; 3. der jeweilige Diözesankalender, als die für eine einzige Diözese geltende Adaption sowohl des Generalkalenders als auch des Regionalkalenders, was die zu begehenden Feste betrifft und deren liturgischen Rang: Hochfest — Fest — Gebotener Gedenktag — Nicht gebotener Gedenktag. Dazu können noch Feste und Feiern örtlicher Art treten, wie Kirchweihtage, Feste der Ortspatrone usw.

Hat der Grazer Liturgiker Philipp Harnoncourt (Die Neuordnung der Eigenkalender für das deutsche Sprachgebiet. Nachkonziliare Dokumentation Bd. 29, Trier 1975) sowohl den Regionalkalender für das deutsche Sprachgebiet wie die Diözesankalender der einzelnen Diözesen allgemein zugänglich gemacht — der römische Generalkalender liegt in Bd. 20 derselben Serie vor —, so ist es das Anliegen des schon durch frühere hagiographische Arbeiten bekannten Kölner Diözesanarchivars Torsy, nicht wie Harnoncourt die Eigenkalender der einzelnen Diözesen aufeinander folgen zu lassen, sondern Regional- und Diözesankalender als einen einzigen, einheitlichen Kalender in leicht übersehbarer Zusammenschau vorzulegen. Zu begrüßen ist es, daß dabei auch das Köln benachbarte niederländische Sprachgebiet einbezogen wurde, dessen Heiligenkalender ja vielfache Beziehungen zum deutschen aufweist. Kurze Hinweise zur Geschichte der liturgischen Verehrung und bibliographischer Art sind den einzelnen Heiligen beigegeben. So ist für jeden Tag des Jahres rasch festzustellen, welcher deutsche Heilige gefeiert wird, in welchen Diözesen des deutschen oder niederländischen Sprachgebiets und mit welchem liturgischen Rang. Ein einleitendes Kapitel setzt sich kritisch mit dem römischen Generalkalender auseinander und verzeichnet u. a. auch die darin unterdrückten und die in ihrem Datum verlegten Heiligenfeste.

Der offensichtliche Nutzen eines solchen Unternehmens für einen über Theologen, Historiker und Seelsorger hinausreichenden Kreis wird durch die übersichtliche Anordnung des Stoffes und eine drucktechnisch gelungene Ausstattung unterstützt, leider auch durch Ungenauigkeiten, Druckfehler und Eigenwilligkeiten in den Namen von Heiligen beeinträchtigt. Man möchte zumindest wissen: warum werden die verschiedenen Heiligen Bruno (S. 54, 75, 141, 144) immer als „Brun" angeführt? Warum ist der hl. Abt Berthold von Garsten, entgegen der Schreibweise in den Diözesankalendern der Diözesen, die sein Fest begehen (vgl. Harnoncourt, S. 128 f., 131), ein „Bertold" (S. 105)? Dessen 1970 erfolgte Kultanerkennung durch Rom sollte in der dazu gehörenden Anmerkung erwähnt werden. Statt „San Stefano" (S. 141) lies „Santo Stefano"; daselbst „LThK 730" statt „731". Der hl.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Joseph ist auch Landespatron von Tirol (S. 56). Bernhard von Baden starb nicht in Montecalieri (S. 98), sondern in Moncalieri. Leopold von Österreich wurde 1485 kanonisiert, nicht (wie S. 164) 1285. Unsicherheit herrscht für mehr als eine Diözese bezüglich gebotener und nicht gebotener Gedenktage. Ein Rückgriff auf offizielle Dokumente oder diözesane Direktorien wird daher für den, der absolute Exaktheit sucht, nicht zu vermeiden sein.

Franz Wasner

Franz J. Grieshofer, Das Schützenwesen im Salzkammergut. Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1977. 216 S., 6 Farbbilder, 57 Schwarzweißbilder.

Das Schützenwesen des Salzkammergutes hätte kaum einen verläßlicheren Darsteller finden können als den Verfasser, dessen Vater als Oberschützenmeister des Armbrustschützenverbandes jahrzehntelang das Geschick der insgesamt 53 Schützenvereine in dieser Kernlandschaft alpenländischen Schützenbrauchtums mitbestimmte. Der Volkskundler Grieshofer geht aber nicht nur der brauchtümlichen Komponente des Schützenwesens nach, sondern untersucht eingehend Herkunft und Entstehung der Schützengesellschaften, die im Salzkammergut spätestens seit der Renaissance durch obrigkeitliche Förderung eine besondere Blüte erlebten, wobei im Zeitalter der Türkenkriege und Glaubensspaltung der Gedanke der Wehrertüchtigung und der Heranbildung eines dem Landesherrn treu ergebenen katholischen Beamtenapparates mindestens die gleiche Rolle spielte wie die Förderung der Kurzweil. Dem privilegierten Schießbetrieb der seit dem 16. Jahrhundert mit Feuerwaffen ausgerüsteten bürgerlichen Scheibenschützen standen die wilden „Winkelschießen" der zumeist protestantischen Bauern und Salzarbeiter gegenüber, die erst im Zeitalter der Romantik, nicht zuletzt durch Erzherzog Johann, eine Legalisierung erfuhren. Vermutlich waren es auch diese kleinen Leute, die das Armbrustschießen überlieferten, das nach dem Aufkommen der teuren Feuerwaffen offenbar als gesunkenes Kulturgut in die ärmeren Volksschichten abgeglitten war. Tatsache ist, daß sich die Stachelschützen bis heute eher aus den minder bemittelten Volksschichten rekrutieren, während die Scheibenschützen die gehobene Gesellschaft repräsentieren. Den Scheiben- und Armbrustschützen gesellen sich ab 1900 die Zimmergewehrschützen zu, die sich jedoch erst nach dem Zweiten Weltkrieg vereinsmäßig konstituieren konnten. Der Vereinsgeschichte der Schützengesellschaften widmet Grieshofer überhaupt weiten Raum, wobei er es nicht versäumt, diese männerbündischen Vereine, die in den volkstümlichen „Passen" ihre Wurzel haben, auch soziologisch zu durchleuchten. Aus der Vereinsgeschichte erfährt man auch, daß die 1935 in St. Johann i. P. gegründete Armbrustschützengilde ebenso wie die nach dem Zweiten Weltkrieg in der Landeshauptstadt Salzburg ins Leben gerufene Stachelschützengruppe auf Anregungen aus dem Salzkammergut fußt. Die ebenfalls dem Salzkammergut-Schützenverband angehörende Schützengesellschaft St. Gilgen geht dagegen wohl auf die von Erzbischof Paris Lodron 1626 gegründeten Feuerschützenkompanien zurück.

Die Darstellung der besonderen kulturellen Erscheinungsformen in Sitte und Brauch der Schützengesellschaften, die vom Eröffnungsschießen bis zum Schützenmahl gewissermaßen ein Regulativ des Jahresbrauchtums bilden, die Beschreibung der Schußwaffen, Scheiben und Stände und eine Sammlung des Spruch- und Musikgutes beschließen das schöne Buch, das die kulturhistorische Eigenständigkeit des Salzkammergutes im Spiegel seines Schützenwesens als eines bis in die Gegenwart in voller Lebenskraft wirkenden volkstümlichen Überlieferungsgutes unterstreicht.

Kurt Conrad

Oskar Moser, Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsbereich. (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XVII), Wien 1976. 60 S., 21 Bildtafeln und Zeichnungen.

Je mehr die Hausforschung die Bau- und Gefügeformen volkstümlicher Häuser, insbesondere der Bauernhäuser, als Auskunftsmittel für Kulturbewegungen erkennt, je mehr sie sich als „Gefügeforschung" der konstruktiven Eigenart bestimmter Bauteile zuwendet und weiträumige Vergleiche anstellt, desto notwendiger wird

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

eine klare, allgemein verständliche Sprachregelung, die es erlaubt, auch landschaftsbedingte Sonderentwicklungen terminologisch eindeutig zu beschreiben. Wohl aus dieser Überlegung heraus hat *Oskar Moser* die Dachlandschaft des kärntisch-steirisch-salzburgischen Grenzgebietes an der Südostabdachung der Alpen zum Mittelpunkt einer Untersuchung gemacht, die nichts Geringeres bezweckt, als für die Vielzahl der volkstümlichen Dachbauarten eine wissenschaftlich einwandfreie Klassifikation zu finden und in den Wirrwarr der Fachterminologie Ordnung zu bringen. Da dieser Versuch von einem so hervorragenden Kenner nicht nur der alpinen, sondern aller europäischen Hauslandschaften ausgeht, wird man ihn unbedingt begrüßen, selbst wenn man dem vorgeschlagenen Klassifikationsschema aus Gründen der Systematik nicht immer beipflichten kann. Dies gilt auch für den Terminus „Pfettenstuhldach", dessen Zuordnung zu den (echten) Pfettendächern nicht ganz unbedenklich ist. Moser gliedert in: I. Blockpfettendächer, II. Mauerpfettendächer, III. Ständerpfettendächer, IV. Pfettenstuhldächer und definiert den Pfettenstuhl (S. 43) als „sprengwerkartige Tragkonstruktion, die als selbständiges Zweiständergerüst in ihrer Kopfzone ein in sich fest verzimmertes Kranzgebälk aufweist ... und in den Dachraum hineingestellt ist", wobei auf diesem Stuhlgerüst „binderlose Rofen oder Sparrstangen reiten, die die Dachhaut tragen" (Abb. 6).

Bisher hatte man dieses auch für die bäuerlichen Haus- und Stadelbauten des Lungaues so typische Steildachgerüst mit *Adalbert Klaar* als „Scherbalkendach" bezeichnet und von den Pfettendächern unterschieden, weil man das wesentliche (primäre) Merkmal dieses Dachgerüstes in den am oberen Ende scherenartig überkreuzten und dort verblatteten Dachhölzern sah und nicht in dem stehenden Stuhl, der (sekundär) wohl erst als nachmittelalterliche zimmermannstechnische Neuerung zur Unterstützung der bei zunehmender Giebelbreite länger werdenden, nicht mehr so steil stehenden und daher gegen Durchbiegung empfindlicheren Dachbalken (Scherbalken) ausgebildet wurde. Das älteste dem Rezensenten bekannte Lungauer Dach dieser Art stammt aus dem Jahre 1644. Die firstparallelen Kranzbalken des stehenden Stuhles entsprechen zwar funktionell, aber nicht entwicklungsgeschichtlich den Mittelpfetten echter Pfettendächer. Die von *O. Moser* (S. 24 und Fußnoten 44 und 45) zitierte Äußerung des Rezensenten, „daß die Dachgerüste stets den entwicklungsgeschichtlich ältesten Zustand festhalten", gilt für das Mischgebiet des Block- und Ständerbaues im Lamprechtshausener Dreieck und darf sicherlich nicht verallgemeinert werden, wenn auch die (nicht von *R. Schlegel,* sondern ebenfalls vom Rezensenten festgestellte) Tendenz zum stufenweisen Ersatz alter Bau- und Wandtechniken von unten nach oben allgemeinere Geltung haben dürfte. Zählt man das von einem stehenden Stuhl unterstützte Scherbalkengerüst aber zu den Pfettendächern, dann darf man es nicht auf einen östlichen Übergangsbereich südlich des Alpenhauptkammes beschränken, sondern muß es auch nördlich des Alpenhauptkammes im salzburgischen Flachgau suchen, dessen bäuerliche Steildächer seit dem 19. Jahrhundert durchwegs einen stehenden Stuhl ohne Firstpfette aufweisen und daher „eigentliche Pfettenstuhldächer" im Sinne *O. Mosers* sind. Der Verfasser weiß um diese Problematik und fordert daher mit gutem Grund weitere Forschungen auch im nordalpinen Übergangsbereich. Ebenso berechtigt wie diese Forderung ist sein Hinweis auf die Zusammenhänge von Dachform und Deckungsmaterial (S. 52), die ihn zu der Frage veranlassen, ob die Flachdachgrenze nicht zugleich die historische Strohdachgrenze gewesen sei. Man wird bei solchen Fragestellungen allerdings nicht übersehen dürfen, daß die Dachgerüste zumindest seit dem Mittelalter doch wohl sehr stark handwerklich-zimmermannstechnisch beeinflußt sind. Solche Einflüsse können durch grundherrschaftlich-obrigkeitliche Vermittlung in bestimmten Räumen besonders wirksam geworden sein, so daß man bei weiteren Gefügeforschungen gerade in Misch- und Übergangsgebieten die Grundherrschaftsverhältnisse und nicht zuletzt auch die Regel- und Musterbücher des Zimmerhandwerkes mehr als bisher beachten wird.

O. Mosers Untersuchung ist in gewohnter Weise durch eigene Handzeichnungen bereichert und wirkt allein schon durch die wissenschaftlich exakte Beschreibung der

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

untersuchten Häuser und Dachstühle und durch die genaue Angabe der mundartlichen Bezeichnungen der Gefügeteile ungemein anregend. (Die Inanspruchnahme der Pongauer Mundartbezeichnung „Zimmer" für das Scheunenobergeschoß auch im Lungau, S. 38, Anm. 84, wird wohl auf einem Irrtum beruhen.) Das Literaturverzeichnis enthält in Auswahl die ganze neuere Literatur zum Thema, das Register ein Orts- und Sachverzeichnis, in das auch die Mundartausdrücke eingearbeitet sind. So stellt die Arbeit einen wertvollen Diskussionsbeitrag zur Hausforschung dar und damit zu einer Disziplin, die sich — soweit sie volkskundlich betrieben wird — allerdings wird fragen müssen, wie weit sie auf dem sicherlich sehr ergiebigen Weg in die technische Gefügeforschung mitgehen darf, ohne ihr eigentliches Ziel, nämlich das Wissen um den Einfluß der verschiedenen Bauarten und Gefügeformen auf das „Hausen", d. h. auf den Lebenslauf der in Haus und Hof tätigen Menschen, aus den Augen zu verlieren. Kurt Conrad

Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums. Wissenschaftliche Leitung: *Fritz Posch;* Kartographische Bearbeitung: *Manfred Straka;* Redaktion: *Gerhard Pferschy.* (Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Band 8.) Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1976. 25 S. und 54 Kartenblätter mit 150 Einzelkarten.

Das vorliegende Kartenwerk ist die bleibende Frucht der großen steirischen Landesausstellung des Jahres 1966 „Der steirische Bauer — Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart", die einen bis dahin und seither in gleicher Vollständigkeit in keinem anderen österreichischen Bundesland erreichten Überblick über die Kultur-, Wirtschafts-, Rechts- und Sozialgeschichte des Bauerntums geboten hatte. Da es zu den wesentlichen Merkmalen des bäuerlichen Berufsstandes gehört, daß seine Leistungen bodengebunden sind und daher aus der Landschaft abgelesen werden können, lag es nahe, sowohl die räumliche Verteilung der ausgestellten Sachgüter als auch die geschichtlichen Kräfte, denen sie ihre Entstehung verdanken, und die Kulturbewegungen, die zu ihrer Entwicklung beigetragen haben, in Karten sichtbar zu machen. Dieses so anschauliche Kartenmaterial ist nun in einem Atlas zusammengefaßt worden, der auf 54 Kartenblättern mit über 150 Karten (Großkarten 1:300.000, Nebenkarten von 1:500.000 bis 1:1,000.000 mit fallweiser Einbeziehung der ehemaligen Untersteiermark) den heutigen Forschungsstand der Agrargeschichte in der Steiermark eindrucksvoll wiedergibt. Von den 39 Mitarbeitern, die sich zu diesem Gemeinschaftswerk vorwiegend aus der Universität Graz, aus dem steiermärkischen Landesarchiv und aus dem Landesmuseum Joanneum zusammengefunden haben, können im Rahmen einer kurzen Besprechung nur einige hervorgehoben werden: *Fritz Posch,* der die territoriale Entstehung der Steiermark, die urkundlichen Erstnennungen steirischer Siedlungen, die Meierhöfe der Obersteiermark, die Besiedlung der Oststeiermark und ihre Grundherrschaften, die Heimsuchungen durch Türken, Ungarn, Haiduken, Kuruzzen und die Entwicklung des ländlichen Schulwesens schildert; *Gerhard Pferschy,* der — z. T. mit *Heinrich Purkarthofer* — ausgewählte Beispiele der Siedlungs- und Flurformen aus der deutschen Kolonisationszeit, die grundherrschaftliche Zersplitterung vor der Aufhebung der Erbuntertänigkeit, das Kauf- und Erbrecht, die Robotbelastung, die Bauernaufstände und die Dorfgerichtsbarkeit, die untere Verwaltung vor und nach der Bauernbefreiung und die Ackerwirtschaftsformen am Ausgang des 18. Jahrhunderts vorführt; *Wilhelm Leitner,* der die Karte der Siedlungstypen und Flurformen beisteuert; *Peter Wiesinger,* der die Mundarten und die Laut- und Wortgeographie bestimmter steirischer Landschaften erörtert; *Fritz Freiherr Lochner von Hüttenbach,* der die Herkunft der Siedlungs- und Flurnamen darlegt; *Walter Brunner,* der über das slawische Namensgut, die Zerschlagung der mittelalterlichen Herrenhöfe, die im 16. Jahrhundert verwendeten Zugtiere berichtet; *Herwig Ebner,* der als Beispiele von Königsschenkungen den Besitz des Hochstiftes Freising und des Benediktinerstiftes Göß darstellt; *Franz Pichler,* der sich vor allem den Grundherrschaften und ihrer für den bäuerlichen Lebensablauf so wichtigen Rolle widmet;

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Manfred Straka, der die steirischen Hauslandschaften, der Verbreitung des Weinbaues, des Weizen- und Maisanbaues, die Entwicklung der Viehbestände, den Straßen- und Eisenbahnverkehr um 1860 bearbeitet; *Sepp Walter*, der das bäuerliche Arbeitsgerät (Pflug, Egge, Joch, Sense, Sichel, Rechen, Dreschflegel), das Brecheln und Spinnen, die Karren- und Wagenformen und die zur Leitung der Zugtiere üblichen Fuhrmannsrufe behandelt; *Anni Gamerith*, die die Kost- und Speisenlandschaften samt ihren wirtschaftlichen Grundlagen und die Herstellungsarten des bäuerlichen Hausbrotes untersucht und damit grundlegende Forschungsarbeit für die Nahrungsvolkskunde leistet; *Gunhild Holaubek-Lawatsch*, die den steirischen Trachtenformen auf den von Viktor Geramb vorgezeichneten Wegen kenntnisreich nachgeht.

Mit dieser Aufzählung ist der Inhalt des Atlaswerkes, das bis zur Darstellung der bäuerlichen Organisationsformen der Gegenwart einschließlich der landwirtschaftlichen Genossenschaften und Raiffeisenkassen reicht, noch keineswegs erschöpft. Daß die Kartenbilder nach Darstellungsart, Übersichtlichkeit und Aussagewert ebenso verschieden zu beurteilen sind wie die Kommentare, versteht sich bei einem so breiten thematischen Konzept, das vielfach kartographisches Neuland betritt, von selbst. Der Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums ist eben, wie sein Herausgeber *F. Posch* im Vorwort sagt, der erste seiner Art und stellt damit eine Pionierleistung dar, zu der man die Steiermark auch vom Standpunkt der Volkskunde aus vorbehaltlos beglückwünschen darf. Kurt Conrad

Leopold Schmidt, Bibliographie. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen 1930 bis 1977. Mit einem Geleitwort von *Leopold Kretzenbacher*, bearb. von *Klaus Beitl* und Mitarbeitern. Buchreihe der österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Band 3. Selbstverlag des Vereins für Volkskunde in Wien, Wien 1977. 243 S.

Das 3678 Nummern umfassende Werkverzeichnis des Doyens der österreichischen Volkskunde bietet einen erschöpfenden Überblick über die Aktivitäten eines arbeitsreichen Lebens. Den Zugang zu der chronologisch geordneten Aufstellung ermöglicht ein sorgfältig erarbeitetes Register. Dadurch, daß zu den selbständigen Publikationen alle Rezensionen aufgenommen wurden, die Leopold Schmidt geschrieben hat, ist diese Bibliographie zugleich auch ein Überblick über die gesamte wichtigere Literatur zur Volkskunde in den letzten 40 Jahren. Für den Schülerkreis geben die beigegebenen 9 Abbildungen und die einleitende Biographie aus der Hand von *Leopold Kretzenbacher* Anlaß zur Erinnerung an einen großen Lehrer.

Friederike Zaisberger

Der Leobener Strauß. Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde der Stadt und ihres Bezirkes, Band 4, hrsg. vom Kulturreferat der Stadtgemeinde Leoben, Leoben 1976, 149 S., 81 Abb.

In dieser neuen Folge der sehr ansprechend gestalteten Zeitschrift ist der Hauptartikel von *Grete Lesky* einem „Salzburger Emblembuch im Museum der Stadt Leoben" gewidmet. Der Druck ist leider nur fragmentarisch erhalten. Als Titel wird „Salzburger Studentenalbum 1701" oder „Salzburger Erbauungsbuch 1709" vorgeschlagen. Die einzelnen Bilder werden ikonographisch beschrieben und im Anhang wiedergegeben. Für die Topographie von Salzburg interessant sind die Abb. 28 (XXIX) mit der Kollegienkirche, 44 (XXXXVIII) ein Bibliotheksraum von St. Peter und Abb. 57 Festung und Dom von Norden (ohne Domtürme!). Unter den einzelnen Emblemata sind die widmenden Studenten genannt. Viele von ihnen hätten identifiziert werden können, vielleicht wären dann die Entstehungszeit und die Veranlassung für die Zusammenstellung (eine Studentengesellschaft oder ein Collegium, etwa Marianum oder Sancti Caroli) zu erkennen gewesen.

Aus dem Artikel von *Günther Jontes* über „Leobens Beziehungen zum Salzwesen

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

der Alpenländer" erfahren wir, daß Eisen aus Leoben nach Hall in Tirol für die Sudpfannen geliefert wurde. Die Arbeiten von *Ferdinand Tremel* über „Das Gewerbe in Leoben um die Mitte des 18. Jahrhunderts", *Heinrich Kunnert* „Die Anfänge des montanistischen Vereinswesens in Österreich mit besonderer Berücksichtigung Leobens" und zwei Beiträge über den Kohlenbergbau im Leobener Raum runden den montanhistorischen Inhalt des reich illustrierten Heftes ab.

Friederike Zaisberger

Bericht über den dreizehnten österreichischen Historikertag in Klagenfurt vom 18. bis 21. Mai 1976. Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine 21, o. O. 1977. 352 S.

Die umfangreiche Publikation gibt in Kurzfassung die anläßlich des Historikertages gehaltenen Vorträge wieder. Entsprechend dem Tagungsort befaßte sich der Großteil der Referenten mit Problemen der Kärntner Geschichte. Bedingt durch die jahrhundertelange Zugehörigkeit einzelner Kärntner Gebiete zu Salzburg, vor allem aber auch durch die wirtschaftliche Zusammenarbeit bzw. Konkurrenz kamen dabei auch salzburgische Fragestellungen zur Sprache. Im Eröffnungsvortrag zeigte *Heinrich Appelt,* wie sich das Herzogtum Kärnten von Bayern löste und einen eigenen Staat im Südosten aufbaute. *K. Dinklage* beschäftigte sich mit karolingischen und ottonischen Emails, *S. Haider* mit dem Problem bischöflicher Pfalzorte in Kärnten und Steiermark. Hier bildete die Präsenz der Salzburger Erzbischöfe bzw. der Weihbischöfe die Grundlage für die gesamten Ausführungen. Über ein Salzburger Thema referierte *P. Johanek* in seinem Vortrag über die Anfänge der Salzburger Provinzialstatuten im 13. Jahrhundert und die Einstellung der Herzöge von Österreich. Ein Großteil der Vorträge wird an anderer Stelle im Volltext gedruckt und damit wissenschaftlich verwertbar. Der Zweck dieses Berichtes liegt darin, die Forschungsbereiche einzelner Wissenschaftler aufzuzeigen und einen Überblick über den gegenwärtigen Standort der österreichischen Geschichtswissenschaft zu geben. Von der Ur- und Frühgeschichte über die Numismatik und Heraldik zur Wirtschafts-, Sozial- und Rechtsgeschichte entfaltet sich dabei ein weites Spektrum, das zu weiteren Forschungen Anlaß geben wird.

Friederike Zaisberger

Die Urbare, urbarialen Aufzeichnungen und Grundbücher der Steiermark. Gesamtverzeichnis. Band 3/II K—R, bearb. von *Franz Pichler, Wolfgang Sittig* und *Walter Brunner.* Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives Band 3/II, Graz 1977. S. 630—1232.

Dieser umfangreiche 2. Band der steirischen Urbaredition umfaßt die Herrschaften, die mit den Anfangsbuchstaben K bis R beginnen. Die Aufstellung wurde an Hand der landschaftlichen Steuerregister, der „Gültschätzung 1542" und der Theresianischen Steuerrektifikation erarbeitet. Den Übergang zum heutigen Grundbuch ermöglicht die Erhebung der Grundbuchsabschlüsse aus der Zeit zwischen 1850 und 1880. Jeder, der mit alten Grundbüchern und Urbaren zu arbeiten hat, kann den Wert dieser mühevollen Auflistung abschätzen. Besonders erfreulich ist, daß nicht nur der Urbarüberblick geboten wird, sondern daß auch die vielen, auf Herrschaften lastenden Rechte oder Streitigkeiten um diese vermerkt wurden (wie etwa S. 633: Streitsache wegen widerrechtlicher Abnahme eines Wegkreuzes 1729). Bei der ehemals freisingischen Herrschaft Rothenfels (Oberwölz) werden die Urbare in München und in der ČSSR ebenso erwähnt wie die in der Steiermark verbliebenen. Dieses Beispiel wurde angeführt, um die umfassende Auskunftsmöglichkeit aufzuzeigen, die das vorliegende Verzeichnis bietet.

Es ist zu wünschen, daß der 3. und 4. Band bald erscheinen können, da erst das Gesamtregister die Aufstellung voll benützbar machen wird. Für den Wirtschaftshistoriker werden die Zusammenstellungen über die einzelnen Abgabenformen neue Aussagen über Wirtschaftsformen, Belastungen, Gemeinschafts- und Kirchendienste

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

erbringen können. Die große Vielfalt der steirischen Herrschaftslandschaft, die den Salzburger Verhältnissen völlig fremd gegenüber steht, wird eine neue Darstellung der Strukturentwicklung seit dem 16. Jahrhundert nötig machen. Von hier ausgehend kann mit Hilfe der frühen Urbare die Siedlungsgeschichte neu überdacht werden.

Es kann den beteiligten Archivaren nicht genug gedankt werden, daß sie sich dieser mit Akribie durchgeführten Arbeit unterzogen haben. Hoffentlich macht ihr Beispiel auch in anderen Bundesländern Schule. Damit werden nicht nur die Bestände an grundbücherlichen Aufzeichnungen erstmals geschlossen vorgestellt, diese selbst sind damit für die Zukunft gesichert und erleichtern den Zugriff bei allen Fragen des Grundbuchsrechtes, allen Arten von Servituten und bei sonst noch bis in die Gegenwart auf Grundstücken lastenden Rechten. Bei Vorliegen des Registers werden auch die Familienforscher über ein unentbehrliches Hilfsmittel verfügen.

Friederike Zaisberger

Naturpark Aigen, hrsg. von *Ernst Ziegeleder,* mit Beiträgen von *Paul Becker, Georg Stadler* und *Ernst Ziegeleder.* Salzburg 1975, 72 S. und Abb. (Schriftenreihe des Stadtvereins Salzburg, Kulturgut der Heimat, H. 5).

In einer Zeit schmerzlicher Einbußen im landschaftlichen und baulichen Gefüge Salzburgs ist es überaus verdienstvoll, daß nach mehrjähriger Pause in der Schriftenreihe des Salzburger Stadtvereins als Mitgliedsgabe ein Bändchen erschienen ist, das sich mit dem Kleinod Aigen am südlichen Stadtrand in Form eines kulturhistorischen Rückblicks befaßt.

Eingangs behandelt *P. Becker* „Die romantische Landschaft von Aigen" und stellt dabei die ständige gegenseitige Durchdringung von Natur und menschlicher Kultur im Laufe vieler Epochen und Generationen vor. Besonders versucht er zu klären, warum im Zeichen der Naturphilosophie eines Schelling und Schlegel die künstlerische Entdeckung dieses Landschaftsteiles durch die Romantik erfolgt ist und kein anderes Prospekt in der Umgebung Salzburgs diese Berühmtheit erreicht hat. In zahlreichen Reisebeschreibungen und hymnenartigen Dichtungen wurde die Literatur ihrerseits Anregerin der Malerei, die dann gleichfalls ein halbes Jahrhundert hier ihre ideale Landschaft sah.

Anschließend gibt *G. Stadler* eine detaillierte Schilderung über Entstehung, Entwicklung und Bedeutung von „Aigen, Park und Gesundbrunnen zur Zeit der Romantik". Kann auch der adelige Ansitz bis weit ins Mittelalter zurückverfolgt werden, so ist die erste Parkanlage erst Mitte des 17. Jahrhunderts anzusetzen, im folgenden Jahrhundert in der Manier englischer Gartenkunst erneuert und teils unter Einfluß der Freimaurer immer weiter zu ihrer berühmt gewordenen Gestaltung ausgebaut worden. Von der sozialen Schichtung des vielfältigen Besucherstromes gibt die auszugsweise Veröffentlichung der beiden im Schwarzenbergschen Besitz aufbewahrten Gästebücher des Zeitraumes 1814 bis 1842 Zeugnis, denn sie enthalten dichterische Ergüsse von gekrönten Häuptern gleichermaßen wie von Bürgern und bekannten Künstlern. Auch die Namen zahlreicher Kurgäste wurden in dem vom heutigen Schloßherrn verwahrten und in gleicher Weise hier exzerpierten Badegästebuch verewigt, als diese den schon 1524 von J. P. Zangmeister beschriebenen und unter Basil von Aman zu Ende des 18. Jahrhunderts großzügig erweiterten Badebetrieb des Schlosses zur Heilung aufsuchten.

Im abschließenden Beitrag beschäftigt sich *E. Ziegeleder* in recht lebendiger Weise mit den Bemühungen des Stadtvereines in der Nachkriegszeit, die landschaftliche Schönheit Aigens zu bewahren und die Anlagen des Naturparks instand zu setzen. Wenn auch durch das selbstlose Zusammenwirken offizieller Stellen und privater Mäzene der wiederhergestellte Park im Jahre 1957 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte, so ließ zwei Jahre später eine Unwetterkatastrophe alle Arbeit zunichte werden. Nachdem 1968 die Anlage unter die Patronanz der Naturschutzjugend gestellt worden war, um eine ständige Betreuung zu sichern, gelang

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

es nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten, die Neugestaltung im Jahre 1971 abzuschließen.

Den instruktiven Text der Beiträge ergänzen Längsschnitte und Statistiken, während eine Reihe gut ausgewählter Abbildungen auf die gestaltmäßige Vielfalt dieser interessanten Parkanlage Bezug nehmen. Erscheint das Büchlein selbst schon als verdienstvolle Bereicherung unserer Salisburgensien, so ist um so erfreulicher seine Wirkung zu werten: denn mit der Einleitung eines Verfahrens beim Amt der Salzburger Landesregierung zwecks Erklärung des schon 1962 unter Denkmalschutz gestellten Naturparkes Aigen zum Naturschutzgebiet wurde ein vom Stadtverein seit einigen Jahrzehnten immer wieder vorgebrachtes Anliegen in greifbare Nähe gerückt.

Michael Martischnig

Berichte aus dem Haus der Natur Salzburg, hrsg. von *Eduard Paul Tratz.* Folge VI/1974, Salzburg 1975, 96 S. mit 71 Abb.

Die naturwissenschaftliche Welt wirft nicht selten bewundernde Blicke auf das Salzburger Haus der Natur, der mit dem Naturhistorischen Museum in Wien bedeutendsten Institution dieser Art in Österreich, gilt doch der Anfang Jänner 1977 im 89. Lebensjahr verstorbene Gründer und jahrzehntelange Leiter dieser Forschungs- und Präsentationsstelle, *Prof. DDr. Eduard Paul Tratz,* als einer „der großen Männer, die zur Weltgeltung des Namens Salzburg beigetragen haben" (zit. aus der Trauerrede des Landeshauptmannes H. Lechner).

Als Leitsatz für den ganzen Band kann der in der Einführung des Besprechungswerkes geäußerte Gedanke angesehen werden, daß es sehr erfreulich ist, wenn ein Museum über die Bereicherung seiner Bestände und seine Besucherzahlen (mit 177.764 Personen im Jahre 1974 zählt das Haus der Natur zu den bestbesuchtesten Museen Österreichs) nur Positives zu berichten hat, zumal sich das Interesse der Bevölkerung zusehends steigert.

Nach der eingangs aufgezählten großen Anzahl von Neuerwerbungen der zoologischen Abteilung folgt der zusammenfassende Jahresbericht der geologisch-mineralogischen Abteilung und der Überblick über die einzelnen Sonderschauen im abgelaufenen Untersuchungszeitraum.

Unter den detailliert vorgestellten Forschungsstudien, die teils in Zusammenarbeit mit dem Tiergarten Hellbrunn durchgeführt werden, fallen für Salzburg besonders auf die von *F. Lacchini* mitgeteilten Ergebnisse von der durch zehn Jahre vorgenommenen Zählung der Wasservögel im Lande Salzburg. Aus der ornithologischen Handschrift des Zeitgenossen *Pater Beda Hübner* wird über die Invasion des Seidenschwanzes im Winter 1806/07 berichtet, die damals zum Stadtgespräch in Salzburg geworden ist. Das in Österreich erstmalig entdeckte Auftreten eines Waschbären in Oberndorf wird in einem Kurzbericht behandelt. Gleichermaßen kulturhistorisch wie technisch interessant ist die Beschreibung der Kugelmühlen am Untersberg von *R. Vogeltanz. N. Winding* publiziert über die erste im Land Salzburg durchgeführte quantitative Bestandsaufnahme der Vogelwelt eines suburbanen Gebietes, die im Rahmen eines Umweltschutzwettbewerbes im Frühjahr 1973 südlich des Kapuzinerberges in Aigen und Parsch durchgeführt wurde. Dabei werden im Anschluß an die Explikation der angewandten Methode als Ergebnisse bemerkenswerte Aufschlüsse über vorkommende Arten, Siedlungsdichte und Dominanz sowie auf mehreren Karten Einsicht in die Biotopwahl und Reviergröße gegeben. *F. Wotzel* liefert aus sieben von den zehn als Limicolen-Brutgebiete bekannt gewordenen Örtlichkeiten des Flachgaues aufschlußreiche Beobachtungsdaten und Befunde der ersten Hälfte des Jahres 1974; dabei muß leider trotz aller Bemühungen die immer weiter fortschreitende Zerstörung der Brutbiotope und eine Verminderung der Bestände festgestellt werden.

Der Anhang bringt angesichts von Geburtstagsjubiläen die Biographien der Naturwissenschafter *H. Heck, P. P. Babiy, E. A. Zwilling* und *A. Lindenthaler;* daran anschließend Nachrufe auf *W. Tisch, R. Biebel* und *G. Lapper.* Den Abschluß bilden

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

zahlreiche prägnant formulierte Besprechungen der neuesten einschlägigen Literatur. Eine Fülle von Abbildungen, die teilweise in originalgetreuer Farbe wiedergegeben sind, tragen nicht unwesentlich zum bemerkenswerten Gesamteindruck des Bandes bei.

Michael Martischnig

Franz Fliri, Das Klima der Alpen im Raume von Tirol. Monographien zur Landeskunde Tirols, Folge I, hrsg. von Univ.-Prof. Dr. *A. Leidlmair* und Univ.-Prof. Dr. *F. Huter,* Universitätsverlag Wagner, Innsbruck-München 1975. 454 S., mit 149 Tab. und 97 Abb. im Text, 41 Tab. und einem Stationsregister im Anhang sowie einer Übersichtskarte als Beilage.

Der vorliegende 1. Band einer künftigen Monographienreihe zur Landeskunde Tirols setzt die alte Tradition der landeskundlichen Forschungen auf den Gebieten der Geistes- und Naturwissenschaften in Tirol fort, unterscheidet sich aber grundsätzlich von den meisten bisher veröffentlichten, thematisch und regional engen Detailstudien. Bereits 1962 hatte der Verfasser in der „Wetterlagenkunde von Tirol" seine langjährigen Erfahrungen und das gesammelte Datenmaterial zur Klimatologie Tirols in Form konzentrierter Analysen der Witterungsabläufe und Witterungsunterschiede in größerem Umfange veröffentlicht. Der Wunsch nach einheitlicher Darstellung der Klimatographie des Alpenraumes zumindest in seinem Zentralteil blieb bisher offen. Fliris Monographie erfüllt somit nicht nur Bedürfnisse der Wissenschaft, sondern genauso der Wirtschaft und Verwaltung, insbesondere aktueller Raumplanungsmaßnahmen. In nahezu zehnjähriger Arbeit entstand eine umfassende grenzüberschreitende Darstellung des Klimas im Alpenraum etwa zwischen 45 bis 48 Grad nördlicher Breite und 10 bis 13 Grad östlicher Länge, also zwischen dem nördlichen Alpenvorland und der Adria (vom Bundesland Salzburg ist der gesamte Pinzgau miteinbezogen). Von 1089 Stationen der Schweiz, Bayerns, Österreichs und Südtirols, des Trentino und der Provinz Belluno wurden die verfügbaren Klimadaten gesammelt, wobei der Schwerpunkt auf der internationalen Periode 1931 bis 1960 lag. 6 Kapitel des Werkes behandeln die klimatischen Verhältnisse der Region (im Kapitel „Windverhältnisse" ist dem Innsbrucker Südföhn der entsprechende Raum gewidmet), die restlichen 4 Kapitel enthalten u. a. eine mit zahlreichen biographischen Hinweisen versehene Geschichte der Klimatologie in Tirol sowie einen bemerkenswerten Beitrag zur Klimageschichte Tirols ab dem Eiszeitalter. Dabei sei auf die vom Verfasser persönlich gewonnenen Fundstücke fossiler Hölzer (Pinus, Hippophae) aus dem Bänderton von Baumkirchen östlich von Innsbruck verwiesen, welche die ersten gesicherten (auch radiokarbondatierten) Zeugen für die Klimaverhältnisse der mittleren Würmzeit aus den inneren Alpen darstellen. Im Kapitel „Klimagebiete Tirols" versucht der Verfasser unter Bezug auf physikalisch-klimatische Strukturen eine Beziehung zwischen Klima und Vegetation herzustellen, wie sie bereits mehrfach für den Alpenraum vorgenommen wurde. Diese vorläufige Klimagliederung des Untersuchungsgebietes stützt sich auf 4 Elemente: das mittlere tägliche Temperaturmaximum im Juli, die Jahresniederschlagsmenge, die Variabilität der Jahressummen des Niederschlags sowie den Jahresgang des Niederschlags. Fliri erstellt 25 Klimatypen des Untersuchungsgebietes (für ganz Österreich weist der Atlas der Republik 73 Klimatypen aus), welche sich auf ein nördliches, mittleres und südliches Klimagebiet verteilen. Der Alpenhauptkamm wirkt östlich und westlich der Brennerfurche als Klimascheide sehr unterschiedlich. Eine anschauliche Karte der Klimatypen unterstützt die Textdarstellung vorbildlich. Betrachten wir z. B. den Raum Pinzgau, so liegen die Talbereiche im Klimatyp B 3 sk, d. h. in der Temperaturstufe B (diese reicht nach oben bis zur 13,5-Grad-Isotherme der mittleren Tagesmaxima im Juli) mit Niederschlagsstufe 3 (mäßig-feucht) und verhältnismäßig sicheren Jahresmengen des Niederschlags (s), aber kontinentalem Sommermaximum (k).

Die in den einzelnen Kapiteln enthaltenen synoptisch-klimatologischen Analysen werden durch anschauliche Tabellen und Abbildungen ergänzt. Kurze Literatur-

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

angaben vervollständigen jedes Kapitel. Zahlreiche Karten und Querprofile lassen die Eigenständigkeit, aber auch das Verbindende des Alpenklimas zwischen Alpenrand und Adria klar hervortreten. Im zweiten Teil des Bandes finden sich neben dem detaillierten Gesamtliteraturverzeichnis ein umfangreicher Tabellenanhang mit Klimadaten, ein Stations- und Ortsregister sowie eine Übersichtskarte des Beobachtungsnetzes im Maßstab 1:600.000 (gleichzeitig Klimakarte des Tirol-Atlas). Die sowohl den klimatischen Eigenheiten, aber auch der Einheit des inneralpinen Raumes entsprechende ganzheitliche Darstellung der Klimatologie Tirols wird der Maßstab sein, an dem man künftige Monographien zur Landeskunde Tirols messen wird.

Georg Gärtner

Alexander Tollmann, Geologie von Österreich, Band I: Die Zentralalpen. Franz-Deuticke-Verlag, Wien 1977. XVI, 766 S., 200 Abb. und 25 Tab.

Seit der zweiten Auflage von Schaffer's Geologie von Österreich (1951), die im selben Verlag erschienen ist, gab es keine derart umfassende Monographie. Nun liegt endlich der erste Band von Tollmanns zweibändiger „Geologie von Österreich" vor, welcher in ähnlicher Qualität und gleichem Stil wie die vor wenigen Jahren vom gleichen Verfasser geschriebene dreibändige Monographie der nördlichen Kalkalpen gehalten ist. Der Autor, der sich seit über 20 Jahren mit dem Bau der Alpen beschäftigt, gilt als einer der besten Kenner auf diesem Gebiet. Tollmann verarbeitete den enormen Zuwachs an Literatur, der während des Vierteljahrhunderts zwischen dem Erscheinen beider Bücher angefallen war. Nicht nur die Probleme der Geologie, sondern auch die Vielfalt neuer Forschungsmethoden wurden unter Bedacht der Querverbindungen und großen Zusammenhänge mit eingearbeitet.

Nach einer kurzen Einführung in den komplizierten geologischen Bau Österreichs werden die Zentralalpen ausführlich behandelt und entsprechend der geologischen Situation in fünf Abschnitte (A bis E) gegliedert. Diese werden wiederum in zahlreiche Kapitel, welche den regionalen Gebirgsgruppen entsprechen, unterteilt:

Abschnitt A: Das penninische Fenster der Zentralalpen (Tauernfenster, Unterengadiner Fenster, Gargellenfenster und die Rechnitzer Schieferinsel).

Abschnitt B: Hochtatrikum (in Österreich nur gering vertreten).

Abschnitt C: Unterostalpines Deckensystem (Lungauriden und der Schollenring um das Tauernfenster, Semmering-Wechselsystem).

Abschnitt D: Mittelostalpines Deckenstockwerk in den Zentralalpen (mit seinen altkristallinen Anteilen und den permo-mesozoischen Sedimentserien):
- a) östlich des Tauernfensters: Pack-, Stub-, Glein- und Koralpe, Saualpe und Seetaler Alpe, Niedere Tauern, Murtaler-, Liesertaler- und Radentheiner Gebirge sowie das Klagenfurter Halbfenster;
- b) südlich des Tauernfensters: Goldeckgruppe, Kreuzeck- und Sadniggruppe, Schobergruppe und das Deferegger Gebirge;
- c) nördlich des Tauernfensters: altkristalline Schollen;
- d) westlich des Tauernfensters: Stubaier- und Ötztaler Alpen, Silvretta und Verwallgruppe.

Abschnitt E: Oberostalpines Deckenstockwerk in den Zentralalpen: Gurktaler Decke und deren Ausläufer im Osten, Grazer Paläozoikum, Grauwackenzone, Steinacher- und Blaser Decke sowie die übrigen oberostalpinen Mesozoika der Stubaier Alpen und die des Drauzuges (Lienzer Dolomiten, Gailtaler Alpen und Nordkarawanken).

Jedes Kapitel ist übersichtlich gegliedert und erleichtert das Eindringen in die geologischen Probleme des betreffenden Abschnittes. Nach einer kurzen geographischen Beschreibung bzw. Abgrenzung des jeweiligen Gebirgszuges folgen die Abschnitte der Forschungsgeschichte, Sedimentologie, Metamorphose bzw. Ablagerungsbedingungen der Gesteine, Fossilfunde (Mega- und Mikrofossilien), regionale Tektonik und Lagerstätten. Zuletzt werden noch Hinweise auf die wichtigste Literatur des entsprechenden Abschnittes gegeben. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis (ca. 1700 erfreulicherweise vollständige Zitate) beendet das Werk.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Der Wert des Buches ist höher als sein Preis, der, obwohl sehr hoch, durch die Ausstattung und die Fülle der Information gerechtfertigt wird. Die „Geologie von Österreich" ist nicht nur für einen relativ kleinen Kreis von Geologen an den Universitäten bestimmt, sondern richtet sich an alle, welche sich mit der Geologie von Österreich auseinandersetzen müssen, wie Ingenieurgeologen, Geotechniker, Geomechaniker, Geophysiker sowie alle übrigen an der Geologie Österreichs interessierten Personen.

Durch dieses Standardwerk ist man in der Lage, rasch die jeweilige geologische Situation zu erfassen und darüber hinaus ein umfangreiches Quellenverzeichnis zu bekommen, welches ein Vertiefen in die Materie ermöglicht.

Ein sehr zu empfehlendes Buch für alle Geowissenschafter, ein Pflichtband für alle Bibliotheken.

Gottfried Tichy

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitt(h)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde

Jahr/Year: 1978

Band/Volume: 118

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: Zum salzburgischen Schrifttum. 379-420